

VERONIKA

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 14.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 6. April 1896.

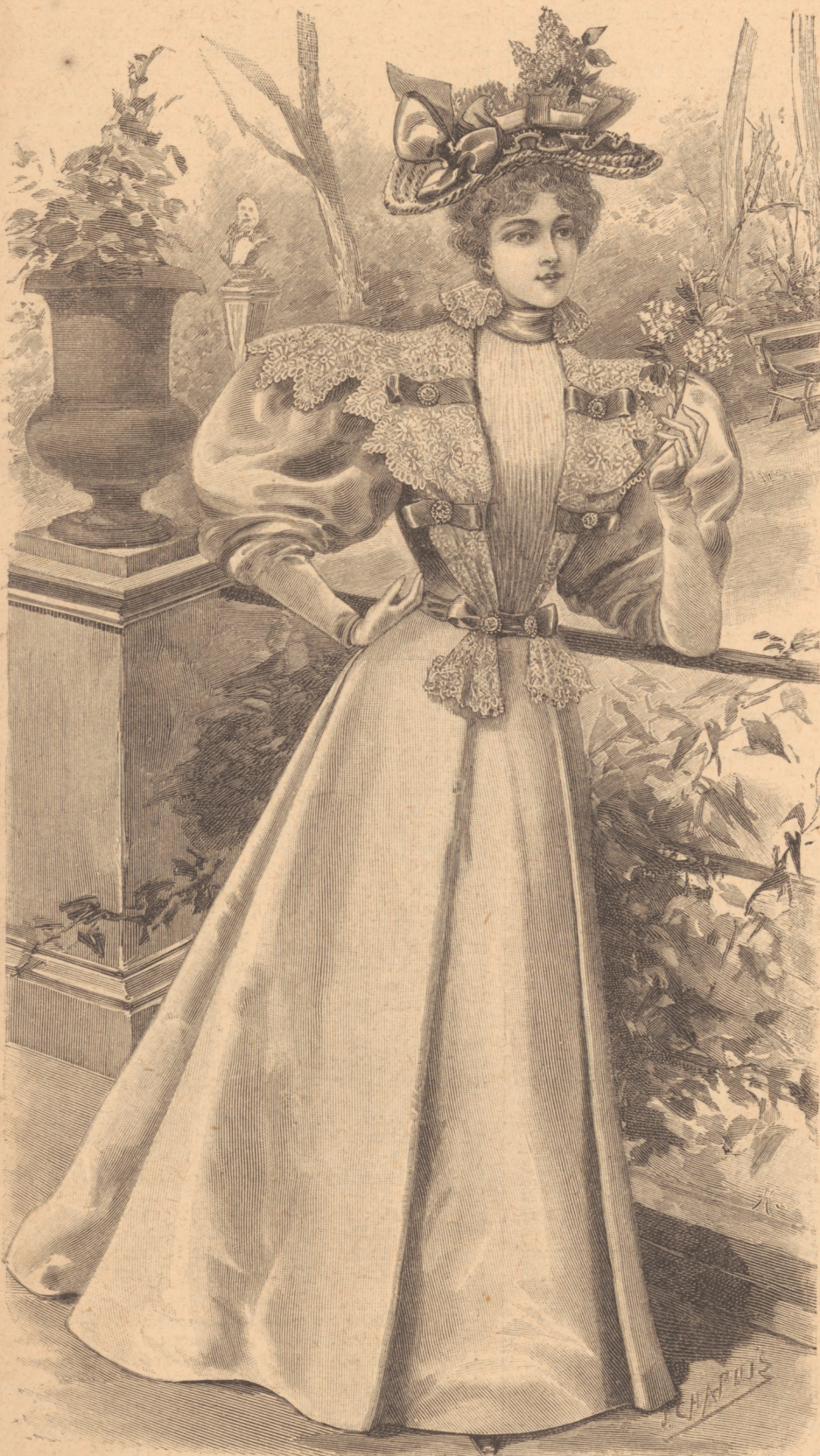
Vierteljährlich 2½ Mark.

42. Jahrg.

Das Herbstgespenst.

Erzählung aus dem Frauenleben. Von Frida Freim v. Bülow.

Nachdruck verboten.



Elegante Frühlingstovilette
aus elfenbeinfarbenem Alpaka.

(Beschreibung S. 175.)

Auf den Rabatten des sauber gehaltenen Stadtgärtchens duften Lavendel und Reseda, leuchteten die rotgoldige Kapuzinerkresse, prangen hochstämmige Monardrosen: die zarte Malmaison, La France mit den großen, eckigen Blättern von lichtestem Rosa, die fleischfarbene Gloire de Dijon und süßduftende Centifolien. Weht ein Lüftchen über die Blumenfelde, so flutet Wohlgeruch durch die offene Thür des großen Gartenzimmers.

Es ist so still in dem Raum, als sei er menschenleer. Grüne Storen verdunkeln die Fenster. Leise summen ein paar Fliegen. Die alte Stehuhr tickt noch leiser. Aus dem dunklen Hintergrund blinkt es von Goldrahmen an dunkler Tapete.

Im Licht der Thür sitzen zwei Frauen an einem großen, runden, mit grüner Friesbede bedeckten Tisch, eine Brünnette und eine Blondine, beide vertieft in ihre Arbeit. Die Blonde stopft eine Damasterviette. Die Brünnette malt eine im Kelchglas vor ihr stehende Rose ab. Die schönen, dunklen Augen heben und senken sich in ernster Versunkenheit, beobachtend, prüfend, vergleichend, ehe der Pinsel einen Strich thut.

Auch die Blinde der Blondine zeigen Vertieftheit, dabei aber die bewußte Sicherheit fertigen Könnens. Die Hand weiß genau, was der Kopf will, und führt es geduldig, pünktlich, peinlich aus. Hin und her schlingen sich die seidig glänzenden, weißen Fäden, die das zerfahrene Webmuster nachbilden. Haarscharf muß Lage und Richtung innegehalten werden.

Jetzt ist der letzte Stich gemacht. Die kleine Stickschere durchschneidet den Faden. Die fleißigen Hände heben die Serviette hoch, um sie gegen das Licht zu halten.

Da — noch eine dünne Stelle! Das muß alles durchgezogen werden mit unsichtbar dem fadenscheinigen Gewebe folgenden Stichen. Das kostet eine weitere Stunde. Die rote Unterlippe der Blondine schiebt sich ein klein wenig vor. Eine senkrechte Falte kommt auf der Stirn zwischen den Brauen zum Vorschein.

Mühe und Arbeit — das ist der Lebensinhalt!

Aber aussprechen thut Elisabeth dergleichen kegerische Gedanken nicht. Sie läßt das Damasttuch sinken. Die angestrengten Augen ruhen etwas aus. Zufällig weilen sie auf dem gefakten Kopf der Schwester. „D, Irene! Da ist wieder ein weißes Haar!“

Die Hand mit dem Pinsel hält inne. „Wo?“ Mit erheuchelter Gleichgültigkeit kommt die Frage, doch kann Irene den raschen Wechsel der Gesichtsfarbe nicht verdecken.

„Komm, ich reiß' es aus.“
„Du wirst damit nächstens einmal aufhören müssen, Lisa, sonst bekomme ich einen fahlen Kopf.“

„Ach, Unsinn! Manche bekommen weißes Haar mit zwanzig Jahren, und du bist heute noch eine Schönheit,“ versichert Elisabeth. „Der Justizrath Eisele war neulich ganz geblendet.“

„Ja der!“ (Mit dem Ausdruck der Geringschätzung.)
„Wenn der dich bezaubernd findet, warum nicht andre Männer ebenso?“

„Ach nein, das ist nun vorbei mit den Eroberungen!“
Elisabeth, die trotz der Schwester Einrede das weiße Haar entfernt hat, nimmt die Stopparbeit wieder auf.

Aber das Malen will nicht mehr glücken. Der kleine Zwischenfall hat hingereicht, Irene's Stimmung zu verderben.

Ein Mann tritt ein. Er ist mittelhoch und unterseht, trägt einen kurz geschneiten, blonden Vollbart und gleichfalls kurz geschorenes, stark ergrautes Haar. Die breite, unten etwas zur Kartoffel ausgebuchete Nase ist gerötet, über den kurzschichtigen, grauen Augen sitzt eine Brille.

Dieser Mann ist Elisabeth's Gatte, der Rechnungsrat Viktor Uhl. Man sieht ihm an, daß er das Leben im Bureau am Altenschreibtiisch zugebracht hat, nicht über Studien, die ein weites Denken oder abgründliches Grütcheln erfordern. Von solchen Geistesweltreisen erzählen die Furchen der breiten, gelben Stirn nichts. Sie erzählen nur von Registrieren, Statistif, Rechnen, von Leberleiden und Erholung in der Stammkneipe bei zahlreichen Seideln „Echtem“.

Elisabeth blickt ihm freundlich entgegen, Irene mit kaltem, abweisendem Ausdruck. Mit einer zuckenden Bewegung seiner fleischigen Hand zieht Viktor seine Uhr hervor und betrachtet stirnrunzelnd das Zifferblatt.

Elisabeth's Augen erweitern sich in leichtem Erschrecken. „Ist's spät?“

„In zehn Minuten eins. Wenn du über deiner Fickerei sitzt, existiert auch rein nichts für dich. Bei euch Frauen Pünktlichkeit zu erreichen, ist doch ganz unmöglich.“

Die Babette hat noch nicht mal angefangen, den Tisch zu decken.“

„Wir werden in fünf Minuten damit fertig,“ versichert Elisabeth, legt ihre Arbeit in den Flickkorb und verläßt rasch das Zimmer.

„Ja, nun geht natürlich alles Holterpoltter!“ brummt der Gatte hinter ihr her.

Irene hat sich über ihre Malerei gebeugt. Wieder schafft der Pinsel eifrig, aber anders als vorher: halb mechanisch, gedankenlos — der Geist ist nicht sehr beteiligt.

Viktor sieht ihr zu. „Ei, das ist ja wirklich allerliebste geworden.“

Sie giebt keine Antwort.

In Viktor's galligem Gesicht drückt sich Unsicherheit aus, ein unbehagliches Gefühl, das ihn häufig angesichts seiner Schwägerin erschleicht, ohne daß er sich zu sagen wüßte, aus welchem Grund. Mit Irene geht er weit rücksichtslos als mit seiner sanften, gutherzigen Frau, und doch gelingt es ihm nur selten, den rechten Ton zu treffen, den nämlich, auf den sie liebenswürdig eingeht.

Sie kann scharmant sein, die Irene, nur daß ihr's meistens nicht der Mühe wert erscheint.

Viktor verurteilt diese Launenhaftigkeit auf das schärfste. Frauenzimmer von der Art Irene's, hochmütig und rücksichtslos, sind ihm in der Theorie ganz zuwider.

Aber sowie Irene einen ihrer guten Augenblicke hat, tauchen alle seine Theorien unter. Dann empfindet er nur den Zauber einer sehr begabten Natur.

„Warum malst du nur deine hübschen Blumen nicht lieber auf Gegenstände, die sich

verwerten lassen?" erkundigt er sich nach einer kleinen Pause. "Damit könntest du dir so gut etwas verdienen. Du machst es besser als viele, deren Arbeiten von Kunsthändlern gekauft werden."

Zrene sieht einen Augenblick zu dem Schwager auf mit ounkten, heimlich zürnenden Augen; dann auf das Blatt vor ihr und vergleichend auf die Blume im Glase.

Und mit einer ungeduldigen Bewegung reißt sie ihr Gemälde mitten entzwei.

Am Mittwoch Nachmittag ist Militärkonzert am Waldsee, nicht weit vom Städtchen, und da das Wetter heiter, beschließt Viktor mit seinen Damen dorthin zu gehen.

Zrene sieht in ihrem Zimmerchen und betrachtet prüfend ihr Bild im Spiegel. Ach, die verhängene Sorge, der nagende Kummer über das Verblühen der Jugend Schönheit sind so wenig fleißig! Was sie am meisten fürchtet, beschleunigt sie durch ihr Sorgen und Krämen noch: das Altern! Sie hat niemals nötig gehabt, die ihr von der Natur verliehene Schönheit durch Toilettenkünste zu heben.

Gehabt? O, weh über diese Zeitform! Und jetzt? Und bald? Und später?

Fünfunddreißig! Die Fältchen an den Augen erzählen's, die Linien, die von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln verlaufen und die fehlende Zartheit der Haut. Das malerisch geübte Auge erkennt nur zu gut die Charakteristika des Alters!

Es giebt wohl eine Schönheit, sagt man, die mit der Jugendfrische nichts zu thun hat, eine Schönheit für jedes Alter. Ach ja, vom Künstlerstandpunkt aus freilich. Aber das ist ein leidiger Trost für eine Frau, die den Männern gefallen, die reizen und Triumph feiern, die geliebt und begehrt werden will!

O, des Jammers um den schwindenden Sommer! Wer hält ihn? Dahin — die kostbare Blütezeit, ehe man dazu gekommen, sie recht zu genießen. Zehrender Gram, für den es keinen Trost giebt, als in endlicher Stumpfheit!

Mit leerem Blick starrt Zrene vor sich hin.

„Was hat mir das Leben versprochen und was gehalten? Was hat mir meine kurze Schönheit genügt? Zweimal hatte ich Gelegenheit zu heiraten, aber wen? Der eine war ein Mann, der nicht auf meiner Bildungsstufe stand, der andre ein Geistlicher, dessen Dogmen ich nicht teilte. — Liebeserklärungen? Ja, die hab' ich genug gehört, verblümt und unverblümt! Lieutenants, Assessoren — was so mit uns tanzte; aber keiner konnte oder wollte mit dem schönen, armen Mädchen die Ehe riskieren. Einer vielleicht — der Better Walter — ja, der hätte wohl angehalten, wenn ich ihn ein bißchen ermutigt hätte. ... Warum habe ich das eigentlich nicht gethan? Er war nichts und hatte nichts, als wir miteinander verkehrten; ja, er war auch wirklich viel zu jung. Und jetzt? Sie streckt die Arme aus, dehnt sich, atmet tief. Wie heiß das Blut strömt, wie die Pulse klopfen, wie wild das Herz noch wünscht und sehnt!

„Nein, es kann noch nicht alles aus sein! Ich will mein Teil Glück! Ich will. Und wenn's durch das Medium des Justizrats Eisele an mich gezogen werden müßte. Ich kann noch nicht verzichten, und ich will nicht!

Also an die Toilette!

Am Waldsee genießt heute die „Welt“ Tannenduft, den Ausblick auf grüne Waldberge und Militärmusik. Man sitzt um kleine Tische im Freien bei Bier, Kaffee und Bowle: Offiziere mit und ohne Damen, Professorenfamilien, Studenten, Mütter mit erwachsenen Töchtern u. s. w.

Die Herren geben sich behaglich dem Genuß von Getränk, Aussicht und Cigarren hin, die älteren Damen häkeln oder stricken und plaudern über Hausangelegenheiten, die jüngeren machen Toilettenbeobachtungen, lachen und schauen nach den Lieutenants und Studenten aus.

Zrene, die seine Ohren hat, hört einen an ihr vorübergehenden Offizier sagen: „Schöne Erscheinung!“ und einen Kameraden entgegen: „Passée.“

Das Wort durchzuckt sie wie ein Dolchstich. Es verleidet ihr alles. Unter diesen harmlos fröhlichen Menschen meint sie überall kritischen Blicken zu begegnen; überall bilden geschürzte Lippen das geringschätzigste Wort „passée“.

Indessen entwirft Viktor mit der Wichtigkeit, die er stets dem Essen und Trinken beimißt, das Zechprogramm. „Zuerst jedenfalls Kaffee mit Kapstücken und später eine Bowle.“

„Erdbeerbowle,“ wirft Zrene lässig hin.

„Erdbeeren giebt's nicht mehr,“ sagt Elisabeth, „und wenn doch, so sind sie nicht mehr schön. Ich schlage Pfirsiche vor.“

„Pfirsiche! Natürlich, selbstverständlich Pfirsiche,“ ruft Viktor animiert. „Man muß sich immer an die Saison halten.“

Der Kellner kommt, und Viktor macht seine Bestellungen. Zrene beobachtet den Schwager, der dem Jüngling mit gefurchter Stirn und tiefem Ernst auseinandersetzt, wie die Bowle zu bereiten sei.

Elisabeth hat ihrem Pompadour eine Häkelarbeit entnommen und beginnt zu häkeln.

Beim Kaffee kommt Viktor auf sein Lieblingssthema: die Güte verschiedener von ihm erprobter Weinsorten und den Humbug oder die Unwissenheit derer, die andre Weine vorziehen. Er pflegt sich über diesen Punkt sehr zu ereifern, zumal wenn ein wenig Widerspruch schürt.

Die hartherzige Zrene trägt dabei eine Viktor schwer ärgernde Teilnahmslosigkeit zur Schau; dafür macht Elisabeth die kleinen Einwendungen, die Viktor zu bekämpfen wünscht. Er lacht sie gern aus und demonstriert ihr im Tone unendlicher Ueberlegenheit vor, daß sie sehr unwissende und alberne Ansichten anstrame, vom realen Leben aber, wie alle Frauen, nichts wisse. Dann lacht Elisabeth gutherzig mit.

Plötzlich steht Zrene auf. „Ich gehe etwas in den Wald.“ Elisabeth hebt einen kurzen, sehnsüchtigen Blick. Zu gern ginge sie mit der Schwester, aber Viktor, der jetzt seine Cigarre raucht, ist gerade inmitten einer Auseinandersetzung und braucht sie als Zuhörerin. Dafür ist sie eben seine Frau.

So geht Zrene allein in den Tannenwald, wo den sonnen-durchglänzten Nadeln ein köstlicher Wohlduft entströmt, wo noch die letzten Himbeeren an moosgepolsterten Baumstämmen reifen, die Preiselbeeren glutrot aus ihrem dunklen Myrtenlaub leuchten und selbstsam gefornnte Pilze an Gnomennärrlein erinnern. Neben dem tannennadelbedeckten Pfad rauscht der Waldbach. Vergißmeinnicht und gelbe Dotterblumen umbüßen ihn, und darüber wiegt sich das feine Waldgras.

Zrene denkt an Viktors Bemerkung: „Man muß sich immer an die Saison halten.“

„Ja, gewiß; Hochsommer ist kein Frühling, aber ist er darum weniger prächtig? Nur muß man Ende August nicht Erdbeerbowle verlangen. Pfirsichbowle hat auch Reiz. O, Schwager Viktor, wie sehr weise bist du!“

Viktor entdeckt indessen an einem entfernteren Tisch einige seiner Konkneipanten. „Dort sitzen Doktor Schmidt und Eisele! Die will ich nur gerade mal begrüßen. Ich finde dich doch noch hier, Elisabeth?“

„Bitte, laß dich garnicht stören.“

Sie blickt ihm nach. Seine Stammtischgenossen sind ihm doch der liebste Verkehr. Mit ihnen hat er sich seit Jahren ausgesprochen, mit ihnen teilt er Weltanschauung und Lebensauffassung, unter ihnen allen herrschen die gleichen hausbacken vernünftigen Ansichten über praktische Fragen, daselbe mit Fachkenntnis verbundene Interesse für gute Weine und Cigarren, dieselbe Vorliebe für Statistik, derselbe Abscheu gegen alle kulturfortschrittlichen Ideen. „Leberegte Hühnchen“ und die „Familie Buchholz“ sind ihrer aller Lieblingsbücher. Darwin, Buckle, Mill, Nietzsche, Stirner kennen sie nicht.

Einen Augenblick läßt Elisabeth die fleißigen Hände sinken und überlegt, ob sie wagen darf, der Schwester in den Wald nachzugehen oder nicht. Viktor bleibt voraussichtlich eine ganze Weile fort, vielleicht kehrt er aber gerade ihretwegen eher als er eigentlich möchte, zurück, und in diesem Falle würde es ihn sehr verstimmen, wenn er sie nicht am Platz fände. Sie häkelt also weiter.

„Elisabeth!“ ruft eine Männerstimme im Tone angenehmster Ueberraschung.

Sie fährt auf. „Walter! Du hier?“

Händeschütteln, Lachen in hellem Vergnügen der unerwarteten Begegnung, gegenseitiges Ansehen und Befragen.

„Woher kommst du?“

„Von meiner Klinik. Ich wohne hier.“

„Was? In unserer Stadt? Seit wann? Als was? Wo?“

„Ich bin Assistent des Professors Schönlein geworden, bei dem ich noch eine Menge lernen kann. Wohnen thut' ich in seiner Klinik — seit Mittwoch erst.“

„Warum bist du nicht zu uns gekommen?“

„Ich ahnte ja nicht, wo du wohnst, und bin wirklich noch nicht dazu gekommen, mich danach zu erkundigen. Nimm es mir nicht übel, liebes Cousinchen.“

„Du warst immer so ein Wirbelwind, nicht zu halten, wenn man dich mal gefaßt hatte!“

„Und du hast immer noch dein süßes Lächeln! Ich für mein Teil bin mittlerweile alt und ruhig geworden.“

„Wirklich?“

„Ja, zum Beweis setze ich mich gleich zu dir und assistiere deiner Häkelei, wenn du gestattest.“

„Ich freue mich sehr. Mein Mann muß gleich kommen. Auch er wird sich freuen, deine Bekanntschaft zu erneuen.“

Seine klugen, lebhaften Augen blicken sie ernsthaft an, dabei ertötet er ein wenig. „Ja, du bist unterdessen also in den Ehehasen eingelaufen — Frau Rat Uhl geworden. Wir Schulschlingen nannten Uhl damals immer den Uhu. Wer hätte gedacht —“ Er bricht ab.

Sie sieht auf ihre Hände. „Damals — vor fünf Jahren, als die Mama starb, waren wir heimatlos und ohne Vermögen. Als Viktor um mich anhielt, sagte ich natürlich ja. Ich war ihm so dankbar!“

„Er senkt die Stimme. „Nur dankbar? Nicht auch ein wenig verliebt?“

„Nein,“ entgegnet sie ruhig, „das war ich nie. Aber das andre genügte. Wir hatten nun doch wieder ein Heim.“

„Wir?“ forscht er mit hochgezogenen Brauen. „Lebt Zrene bei euch?“

„Ja.“

Seine Finger streichen zerstreut über den blonden Bart.

„Die schöne, kalte Zrene,“ sagt er gedankenvoll. Dann, sich aufrichtend, mit der vorigen Lebendigkeit: „Wie geht es ihr?“

„Du wirst sie gleich sehen.“

„So? Ist sie noch immer so selbstherrlich? Weißt du noch, wie ich als junger Student für sie schwärmte? Hu, hat sie mich damals ablaufen lassen! Gott, wie lange das schon her ist. Ja, wir werden alte Leute, Lisa.“

„Du wirst Zrene wenig verändert finden.“

„Ich bin's um so mehr. Aber sage einmal, du liebe, kleine Elisabeth, hast du deinen Viktor jetzt auch wirklich lieb?“

„Ich lerne es immer besser.“

„Du lernst ihn lieben? Ach, Elisabeth, du bist gewiß tausendmal zu gut für den Uhu!“

Den letzten, halb gemurmelten Satz hat sie nicht verstanden. Sie empfindet nur, daß er zweifelt. „Eine Frau liebt immer, was von ihr abhängig ist, was sie bemitleidet und wem ihre Sorge gilt,“ sagt sie mit Ueberzeugung.

„Jawohl,“ stimmt er bei, „und so etwas wird dann eine sehr gute, dauerhafte, zuverlässige Liebe, so ein trauliches Herdfeuer. Dein Viktor ist nicht dumm gewesen.“

„O, da kommt er!“

„Mein Better, Dr. med. Ewald — mein Mann.“

„Ich glaube, wir sind alte Bekannte, Herr Rat.“

„Kann mich nicht besinnen, Herr Doktor, freue mich aber sehr, einen Verwandten meiner lieben Frau zu begrüßen. Was führt Sie in unser Waldthal?“

Walter erzählt von seiner Anstellung bei dem berühmten Arzt und gewinnt damit sofort die Achtung Viktors. Den ersten besten sucht sich der große Schönlein nicht zum Assistenten!

„Da werden wir Sie hoffentlich recht oft bei uns sehen. Essen Sie doch morgen gleich bei uns zu Mittag!“

Walter sieht fragend Elisabeth an.

„Ja, bitte,“ sekundiert diese, mehr höflich als dringend, wie ihm scheint. Ihr Wesen hat mit Viktors Erscheinen etwas Unsicheres, Eingeschüchtertes bekommen.

Walter denkt: „O, weh! Hier führt der Uhu das Regiment.“

Er will schon eine Entschuldigung vorbringen, aber das Wort bleibt ungesprochen, mit einer jähen Bewegung springt er auf.

„Das ist Magnetismus!“ ruft er ertötend und lächelnd.

„Ich hab's wahrhaftig gefühlt, daß du hinter mir standst, Zrene.“

Sie schaut den langen, hageren Menschen mit großen Augen an.

„Walter! Nein, wirklich, du!“

„Wir haben uns lange nicht gesehen,“ sagt er mit einem Anflug von Befangenheit, der ihn kleidet.

„Das stimmt.“

„Und du bist nicht häßlicher geworden, Zrene!“

„Danke für das Kompliment; aber ich kann dir's nicht zurückgeben.“ Sie sieht ihn an. Seine Augen sind überanstrengt, überwacht, rotumrandet und mit vielen kleinen Krähensfüßen umgeben. Horizontale Furchen durchgraben die kluge Stirn. Wie abgearbeitet er aussieht und wie ernst! Aber auch um wie viel männlicher, durchgeistigter als früher! Er sieht älter aus, als er's den Jahren nach ist, und ziemlich häßlich, und doch gefällt er ihr, wie er ihr in seiner Jünglingszeit nie gefallen hat.

Impulsiv streckt sie ihm nochmals die Hand entgegen.

„Das ist schön, daß du hier bist!“

„Na, also auf morgen Mittag, Herr Doktor?“ mahnt Viktor.

Walter verbeugt sich zustimmend. Ganz gewiß wird er kommen, auch wenn es Elisabeth gerade schlecht in ihr Haushaltungsprogramm passen sollte. Zrene hat noch immer ihren Hauber.

Jrgendwo macht sich eine eigentümliche Bewegung unter den Gästen bemerkbar, einer der Ausflügler ist plötzlich umgefallen und liegt am Boden. Man umdrängt ihn. Alles eilt herbei, um zu sehen, was es giebt.

„Ein Arzt! Ist vielleicht ein Arzt hier?“

Walter Ewald folgt dem Ruf schleunigst. In dem Menschenhaufen bildet sich eine Gasse, alles macht dem Arzt ehrerbietig Platz. Jetzt kniet Walter neben dem Patienten, befühl den Puls, reibt, giebt einige Anordnungen.

Die Nächststehenden thun ihm Handreichungen, man eilt, seinen Wünschen und Vorschriften nachzukommen. Der Kranke kommt zu sich und erholt sich so weit, daß er nach dem bereitstehenden Wagen geführt werden kann.

Walter kehrt zu seinen Verwandten zurück, um sich zu verabschieden. Er hat nur gethan, was jeder zufällig anwesende Arzt selbstverständlich gethan haben würde, darum überrascht ihn die warme, freundige Sympathie, die ihm aus Zrenens Augen entgegenlächelt. Es macht ihn beinahe verlegen. „Ein armer Epileptiker,“ bemerkt er trocken.

Viktor ist sichtlich enttäuscht. „So einer gehört aber doch nicht an einen öffentlichen Vergnügungsort!“

„Warum nicht?“ fragt Zrene.

„Sindst du etwa, daß Scenen wie diese eine Erhöhung des Vergnügens sind?“

„Zu unserm Vergnügen ist er wohl auch nicht hier gewesen. Und doch — mir hat es Genuß verschafft.“

„Genuß?“ ruft Elisabeth erstaunt, „aber Zrene!“

„Ja, mir ist es ein Genuß, zu sehen, wie ein solcher Unfall herzliche Teilnahme und thätige Hilfeleistung hervorruft. Man sieht doch die Menschen einmal so, wie man sie sehen möchte.“

„Nämlich zudringlich, roh und neugierig,“ bemerkt Viktor spöttisch.

Walter spricht fast täglich bei Uhl vor.

Zrene ist lebenswürdiger und heiterer als seit lange. Sie findet das Leben schön und die Menschen gut. Frühlingslüfte wehen ihr ums Herz, wenn auch der August bereits zur Rüste geht. „Nun muß sich alles, alles wenden.“

Sie steht im Garten an einem hochstämmigen Rosenstock, an dem eine dunkle Rose blüht.

Walter ist unbemerkt an ihre Seite getreten.

„Dein Ebenbild,“ sagt er leise.

Lachend wendet sie sich ihm zu. „Weißt du nichts Originelleres?“

„Glühende, blühende Sommerrose! Neu oder nicht — ich habe einmal den gleichen Eindruck von der Rose und von dir.“

„Wenn nur der Herbst nicht wäre!“ sagt sie mit einem Seufzer.

„Aber der Herbst ist die schönste Jahreszeit,“ entgegnet er, „wie der Abend die schönste Tageszeit ist. Denke nur an die durchsichtige Klarheit der Luft, an die schwermütige Poesie des Scheidens, die zur Abschiedsfeier alles mit den glühendsten Farben schmückt — nicht die lieblich zarten Frühjahrsstöne, nicht die ruhige, sonnensatte Herrlichkeit des Sommers, aber ergreifend! Sehnsuchtswehend! Man möchte die stehende Schönheit festhalten, wie die Elsa ihren Lohengrin — in die Liebe nicht sich schon das Heimweh.“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, ich hasse den Herbst, weil er mich mit jedem fallenden Blatt an das Verblühen der Jugend erinnert — an den verhassten Niedergang des Alters! Ich will nicht alt und häßlich werden!“

„Warum solltest du häßlich werden?“

Sie sieht ihn groß an. „Weil jeder Mensch mit dem Alter häßlich wird, besonders aber wir Frauen. Ja, wir sind unglückliche Wesen! Uns hat ein erbarmungsloser Gott in einer Anwandlung wollüstiger Grausamkeit geschaffen.“

„Aber liebste Zrene!“

„Es ist so. All unser bißchen Glück basiert auf Schönheit, die, wenn sie uns überhaupt geschenkt war, vom dreißigsten Jahr an verfällt. Nach nicht viel mehr als zehnjährigem Blühen sechzigjähriges, hoffnungsloses Welken! Das ist Frauen-schicksal.“

Er entsetzt sich über ihren Ton und Ausdruck. Welcher Abgrund von Bitterkeit und Groll! Und er hat nichts davon gesehen bis heute, weil Rosengeranke ihn verbirgt. Jede Silbe, die eben diesen zürnend geschürzten Lippen entfiel, war ja giftgetränkt:

Das ist der Sinn, der sich empört,

Die Seele, die sich zuckend wehrt

Und nach dem Glück laut ausschreit, eh' sie duldet.

„Du behauptest, alles Frauenglück basiere auf Schönheit?“

„Schönheit, die in jugendlichem Liebreiz besteht, ja. Die Moralisten leugnen es, aber wer mit offenen Augen im Leben steht, weiß, daß es so ist. Eine alte, unschöne Frau, wenn sie nicht das Glück hat, Mutter zu sein, gilt nichts, nichts, nichts! Sie wird geduldet, soweit es ihr möglich ist, sich nützlich zu machen.“

„So! Und wir Männer? Was gilt denn ein Mann, wenn er alt und häßlich ist und nichts nützt? Glaubst du, daß man den schätzt?“

„O, ein Mann findet doch immer noch eine Frau, er

mag noch so alt und garstig sein. Wir aber? Wenn es uns nicht in der kurzen Spanne unserer Jugendblüte geglückt ist, einen Ehemann zu bekommen, so sind wir wertlos und brauchen zu dem Schaden auch für den Spott nicht zu sorgen.
 „Spott, von wem? Wertlos für wen?“ ruft er aus.
 „Mein Himmel, wenn du deinen obersten Gerichtshof aus leichten Schwägern zusammenstellst, dann, ja dann — verzeih, aber dann verdienst du den Spott! In Spott und Verhöhnung der sogenannten Welt sind ein sehr vornehmer Märtyrerkleid, das zu tragen sich der Edelste nicht zu schämen hat.“

Sie hat sich an den eisernen Gartentisch gesetzt, stützt die Ellenbogen auf die Tischplatte, das Gesicht in beide Hände und schaut von unten herauf in sein Gesicht. „Wie dich dieser Born kleidet, Walterchen!“

Die Hege! Die Schelmin! Ihre Augen lachen und applaudieren. Jetzt weiß er nicht, hat sie im Ernst gesprochen oder nur nach ihrer Art mit ihm zu spielen wollen?

(Fortsetzung folgt.)

Das Theater in Berlin.

Nachdruck verboten.

Es ist kaum ein Jahrzehnt her, da durfte Ludwig Spindel, der bekannte Wiener Aesthetiker schreiben: „Wenn nicht alle Zeichen nach Norden, so ist das Schwergewicht des deutschen Theaterwesens nach Nordosten verlagert.“ Heute braucht es keiner Theaterdeuterei mehr. Auf keinem Gebiet feingeistiger Arbeit ist Berlin so unbestritten Vormacht geworden, wie auf dem des Theaters im weitesten Sinne des Wortes.

Dieses Ergebnis ist um so merkwürdiger, als im allgemeinen von der Entwicklung des Berliner Theaters gelten kann, was zur Zeit unserer Klassiker von der Literatur galt: kein Mäzenatentum stand ihm bei, und die Behörden waren ihm gleichfalls nicht mit heißem Wohlwollen entgegengekommen.

Die eiserne Zeit, die Deutschland durchzumachen hatte, hat wesentlich dazu beigetragen, daß die theatralische Kunst bei den führenden, kampfgewohnten Männern nicht allzuhoher Wertschätzung sich erfreuen konnte. Ein thaten- und siegesstrophes Geschlecht der Zeit genügt, jede Art feingeistiger Arbeit und feingeistiger Genuss leise zu misachten. Es ist ja eins der auffälligsten Merkmale: während in Paris die Premiere eines Dramas, dessen Verfasser litterarisch anerkannt ist, ein gesellschaftliches Ereignis bildet, in dem nämlich, daß die ernsthaftesten Leute, Minister und Staatsmänner, sich zum Besuch der Premiere verpflichtet fühlen, ist in Berlin — und gälte es das Werk eines Genies — von solcher allgemeinen Teilnahme noch blutwenig zu verspüren. Ein kleiner Gesellschaftsauschnitt, ein engerer litterar-theatralischer Kreis wahr sein Interesse wohl nicht weniger bis zu leidenschaftlicher Zueignung; im übrigen aber zollt man den Berliner Theatern alles andere eher als Respekt und Anerkennung. Und nicht bloß etwa im hohen Beamtenstand und Militärs, und nicht in den bürgerlichen Kreisen wird Theaterliebhaberei den Beigeschmack des nicht eigentlich Mäzenatentums haben.

So kommt es, daß in Berlin mehr noch als in andern großen Theaterstädten das Recht der Frau vorherrscht und Geschmack, Repertoire und bis zu gewissem Sinne auch Form und Zueignung der Novitäten beeinflusst. Es würde zu weit führen, wollten wir diesen vielrästlichen Einflüssen mit ihren Vorzügen und ihren Nachteilen folgen, wollten wir ferner die Kategorie der Frauen unteruchen, die vornehmlich dem Theater ihre Gebote zu geben pflegen. In flüchtigen Aphorismen läßt sich dies Thema hier nur andeuten, nicht erschöpfen. Wenn das Berliner Lustspieltheater, wie es durch die private freie Konkurrenz werden mußte, gern herben Lebenskonflikte, gern auch der Behandlung von Zeit- und Tagesproblemen, wofür sie schärfer erfährt sind, aus dem Wege geht, so ist das zum nicht geringen Teil der Uebermacht jener Frau zu danken, die in den Berliner Theatern Ton und Stimme aniebt. Diese Frau ist meist von mittlerem Wohlstand sorgsam umgeben; nicht selten häußerechtigt wäre, wie Nora, ehe sie zum Lebenserwerb erwacht. Und so begehrt ihr Sinn eher nach flimmerndem Gewand, nach leichter, grazioser Gefälligkeit im Humor und nach weichen Sentimentalitäten der Tragik, als nach eindringlicher Kraft und tiefnachspürendem Sinnen in der Kunst.

Andererseits hat die der Frau, zumal der Frau aus dem gutbürgerlichen Hause, innewohnende konservative Neigung ein Pietätsgesühl für litterarische Größen, sofern sie Majestät erlangt haben, geschaffen und die ernstesten Berliner Theater vor Verrohung, vor kunstbarbarischen Excentricitäten bewahrt, wie sie etwa in London oder auf dem anglo-amerikanischen Theater heute heimisch sind. Eine Pflege des ernstesten klassischen Schauspiels, so unspielbar wie in Berlin, findet man fast nirgends in der Welt. Schauspielhaus, Deutsches Theater und die beiden Volkstümlicheren, weil wohlfeileren Berliner und Schillertheater rechnen für ihr klassisches Repertoire mit einem breiten Stammespublikum, und das Aufblühen des 1883 begründeten Deutschen Theaters insbesondere, das der Privatkonkurrenz Sporn und Anregung zu den lebhaftesten Theatergründungen unserer Tage gab, war zunächst durch die vornehmsten Aufführungen, die Neu belebung von Werken Schillers, Goethes, Kleists und Grillparzers, wie des Dritten Shakespeare zu erklären.

Was wurde in der Regel über die neuen Theatergründungen Berlins, über den Mangel an Bedürfnis, über den spekulativen Ueberreifer gesprochen und gespöttelt! Und wie werden aufs neue wieder wigelnde Unglückspropheten aufgetaucht, wenn das neue Theater des Westens an der Grenzschleife von Berlin und Charlottenburg eröffnet sein wird! Man ist eben in Berlin selbst von der modernen starken Theaterentwicklung überaus und meint jedesmal: der Sättigungspunkt müsse bereits erreicht sein. Gleich nach der Erhebung Berlins zur Reichshauptstadt rechnete man doch mit dem großen Kunstaufschwung, der zumal auch auf Berliner Boden gedeihen sollte. Auf den vorzeitigen Enthusiasmus folgte aber bald eine starke Ernüchterung. Die erträumte Blüte in den bildenden Künsten wollte nicht eintreten, und was fruchtverfündend gedieh, entwickelte sich der Hauptsache nach in der Hauptstadt Bayerns. Nur ein Kunstzweig entfaltete sich in Berlin: besonders breit unter den veränderten Wirtschaftsbedingungen: das war das Theater.

Die Entfaltung ging Hand in Hand mit dem mächtig gesteigerten kommerziellen Verkehr und dem Zusammenfluß in-

dustrieller und finanzieller Kräfte in die Reichshauptstadt. Der behagliche Komfort, der materielle Lebensluxus, der Sinn für dekorative Zier, mochte er auch häufig in Ueberladung ausarten, hatte das alte Aussehen Berlins von Grund aus verändert, und das Theater, für naive Seelen eine reine, lautere Musenanstalt, für nüchtere Köpfe mehr ein Kompromiß zwischen künstlerischen Bestrebungen und der Sucht nach leichter Vergnügbarkeit oder besonderen Raffinements, machte den gleichen Weg. Allein die äußere Ausstattung ist ein hervorragendes Zeugnis für die Zukunftsentwicklung Berlins. Welcher Abstand zwischen dem älteren Berliner Theater und dem heutigen Linden- oder Neuen Theater im dekorativen Raffinement! Diesem Zug nach erhöhter Lebenshaltung, reichem Luxus, der von den zweifelsüchtigen Berlinern mitunter bestritten wurde, entspricht es, daß Berliner Theater, die man, wie das Lessingtheater, anfänglich für überflüssig hielt, sich dennoch recht gut erhalten.

Es ist ein Schlagwort ausgegeben, nach dem die Berliner Theater wesentlich von litterar-künstlerischem Standpunkt aus betrachtet werden, das berlinische Theaterpublikum sei zuvörderst also als litterarische Gruppe zu fassen. Ist es schmeichelhaft das für Berlin wäre, so unzutreffend. So es in seiner Allgemeinheit. Wir dürfen schon zufrieden sein, wenn in dem Kompromißsinne das Unkraut den Weizen nicht überwuchert. In einem Sinne allerdings hat das Schlagwort vom litterarischen Theaterpublikum Berlins recht, insofern, als in Berlin das Interesse für das Stück, nicht für die Form der Darstellung, für das Schauspielische überwiegt! Also das Interesse für die schaffende, nicht für die reproduzierende Kunst. Ganz anders ist es in Wien, wo man heute noch jenen Schauspielertuluss kennt, der einst auch in dem vormärzlichen Berlin zu Hause war.

Etwas von diesem litterar-künstlerischen Gewissen mag dazu beigetragen haben, daß, selbst bei dem Mangel an behördlicher Förderung, bei den Jenjuriswierigkeiten für neue Werke ernstes Ideengehaltenes, das Theater in Berlin nirgends völlig auf den Gucksteinstandpunkt herabgedrückt werden konnte, wie es heute z. B. in London zu einer bloßen Schaustätte für Raffinements und technische Tricks herabgesunken ist. Nur im Theater niederen Genres, im Central- und Adolf-Ernst-Theater machen sich die schändlichen Spuren der Vernachlässigung, das Theater zu einer Schaustätte für raffinierte Ausattung, für knifflig-technische Kunstfertigkeiten und Zirkuspäße umzugestalten.

Wo das Berliner Theater aber auf feiertäglicher Höhe steht, da überragt es gegenwärtig, betrachtet man die Verhältnisse anderswo, alle übrigen Weltstädte. Da Berlin der nahezu ausschließliche Markt für das Theater Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs geworden ist, was wegen einer gewissen Uniformität, die man vordem in Deutschlands mannigfachen Kulturstätten nicht kannte, seine Nachteile in sich birgt, so hat man hier andererseits ein natürliches Interesse, möglichst ausgiebigen Vorrat zu sammeln und ihn in möglichst sauberer Form den Provinzbühnen darzubieten. Dieser Umstand und die deutsche Art, sich fremdbüdischer Geistesarbeit willig anzuschmiegen, bereichern heute das Berliner Repertoire und befruchten das litterar-künstlerische Streben in Deutschland in einer Weise, die man nicht annähernd anderswo übt.

Die Kunst der Inszenierung, der Stimmungsmalerei auf der Scene ist in Berlin auf eine durchschnittlich hohe Stufe gelangt. Man hat zwar mehr Proben an großen Pariser Theatern als in Berlin, die Kunst der Konversation wird dort sorgfamer gepflegt, aber die Durchschnittshöhe der Berliner szenischen Kunst wird nicht erreicht. Die Vorteile des Berliner Repertoires liegen auf der Hand: Shakespeare ist hier längst heimatsrechtlich, Moliere wird neuerdings durch Uebertragung in Calsero, deutsche Reime für die deutsche Bühne erobert; vor Götter und Lope de Vega reißten Werke macht die Berliner Bühne nicht halt, und selbst aus altindischem Stoff- und Kunstgebiet zog sie, wie mit Wafantafena, große Erfolge. Und dazu nehme man die Arbeit auf modern-internationaler Felde: die Berliner Theater sind kraft ihrer reichgegliederten Arbeitsteilung in stände gewesen, sowohl in Jbiens und in Versteilung Werkstätte einzuführen, als auch die Pariser Gesellschaftskritiker, wie Dumas, die technisch gewandten Routiniers wie Sardou, und die lazen Spötter und Schwänkezerzähler, die im Residenztheater sogar ihre besondere Filiale haben, in Deutschland bekannt zu machen und daneben auch die Veristen Reutaliens, wie Verga, und den spanischen Neuromaniker Echegaray herbeizuholen. Mehrjährige Bemühungen in Paris sind zwar auf freien litterarischen Versuchsbühnen gemacht worden, das ständige Theater haben sie dort aber nicht erobert.

Wer mehr des Feiertäglichen als des Trivialen vom Theater erwartet, dessen Ideal wird selbstverständlich auch durch das Berliner Theater, wie es geworden ist und sich heute darstellt, nicht erreicht. Der übergroßen und vielfach überlauten Geschäftigkeit einer Novitätenhege, wie sie außerhalb Berlins in gleichem Umfang nicht bekannt ist, folgt nicht selten ein geringfügiges Ergebnis. Die Kritik, selbst die einschichtigere und ehrliche, kann beim Willen vor solcher Ueberfülle ihren Veruch nicht vollum erfüllen. Und die Schauspielerei? Sie sind in Berlin, von wenigen Ausnahmen — starken Individualitäten wie Rainz, Matkowsky, Agnes Sorma — abgesehen, mehr oder minder von der glücklichen oder zweifelhaften Situation abhängig. Nicht selten führen sie ein Nomaden-dasein. Sie wandern von einem Berliner Theater zum andern, werden in eine verengende Spezialität hineingedrängt oder gewinnen keine Ruhe, ihre Individualität zu festigen. Anders werden sie manchmal vom Premierenpublikum, anders vom berlinischen Stamm- oder dem Fremdenpublikum beurteilt. Wer soll über ihre Kunstentwicklung wachen bei der üblichen Premierenhege, die doch die Kräfte des Regisseurs gleichfalls rasch verbraucht? Möglich taucht irgend ein Schauspielername auf. Eine dankenswerte, seinem Wesen entsprechende Rolle, eine entscheidende Scene in einer Novität hat ihn bekannt gemacht. Ein neues großes Talent ist entdeckt. Und es war doch nur eine Scheingröße, die rasch vergeht, ebenso wie mancher schaffende Dramatiker, Bildhauer oder Maler, der geradezeit irgendwie ermüdeten Publikum durch starken Gegenreiz gelist, zu rasch vergänglichem Ruhm gelangte.

Alles in allem aber: die Berliner Theater marschieren voran, wenn man das Verhältnis in Betracht zieht, wieviel Gewinn für die Kunst hier und in andern Großstädten aus dem Theater hervorgeht.

Ludwig Hoffmann.

Der Takt auf Reisen.

Von Max Haushofer.

Nachdruck verboten.

Wie sich der menschliche Organismus abhärten läßt, wenn man ihn an Strapazen gewöhnt: ähnlich ergeht es auch unsern seelischen Empfindungen. Raube Verührungen von außen her, die sich oft wiederholen, stumpfen das eigene Feingefühl ab. Das ist eine Beobachtung, die man auf Reisen immerfort machen kann. Menschen, die daheim in ihren gewohnten Gesellschaftskreisen stets die feinsten Umgangsformen, die zartesten Rücksichten bewahren, werden durch den modernen Reiseverkehr zu einem brutalen Egoismus gedrückt, weil ihnen derselbe Egoismus überall entgegentritt und sie in ihren berechtigten Ansprüchen zu unterdrücken strebt.

Schon in den Wartesälen und an den Schaltern der Bahnhöfe begegnet uns brutale Taktlosigkeit mit ihren Ellenbogenstößen. Jeder sieht den andern für minder Berechtigten an und benimmt sich danach. Wenn sie steigen in einen Wagenteil ein; er hat Raum für sechs Personen; aber die beiden Passagiere, die in ihm sitzen, haben auf den Sitzplätzen schon mit ihrer Person und mit ihren Mänteln den Raum für vier Leute eingenommen, und oben auf dem Gepäckgitter ist eben noch Raum für unser winziges Kofferchen. Was geschieht nun, wenn ein vierter Passagier mit Handgepäck einsteigt? Schaffen ihm die zwei erstgekommenen, wie es sich gebührt, Raum für sein Gepäck? Man darf darauf wetten, daß dies in der Mehrzahl aller Fälle nicht geschieht. Die Reiseflegel — anders kann man sie nicht bezeichnen — denken nicht daran, daß jeder Reisende auf dem Gepäckgitter nur gerade so viel Platz beanspruchen darf, als ihm unten auf den Polsterflächen gebührt. Unverfroren aber bringt einer von ihnen so viel Gepäck in den Wagen, daß er sofort drei Plätze auf dem Gepäckgitter damit belegt. Das ist das erste Glied einer langen Kette von Rücksichtslosigkeiten, denen man bei jeder Reise begegnet. Und diese Rücksichtslosigkeiten setzen sich fort von Station zu Station; sie sehen sich fort auf Dampfbooten und im Hotelomnibus, an der Table d'hote und überall.

Es ist merkwürdig, daß sich gerade jüngere Leute diese Rücksichtslosigkeiten am häufigsten zu schulden kommen lassen. Die älteren sind weit rücksichtsvoller. Das hat seinen Grund darin, daß die älteren noch in der eisenbahnlosen Zeit, in der Zeit der Postwagen und Omnibusse das Reisen gelernt haben. Damals waren die Reisenden weit mehr auf gegenseitige Rücksicht und Hilfeleistung angewiesen. Mancherlei gemeinsames Mißgeschick und Reiseabenteuer brachten sie einander näher. Die Reisenden bildeten eine stillschweigend eingegangene Kampfgemeinschaft gegenüber habgierigen und groben Wirten, Kutschern und Posthaltern. Das hat sich in der Eisenbahnära sehr geändert. Gerade weil die Eisenbahnen das Reisen um so vieles bequemer und sicherer machten, entseffelten sie den rücksichtslosesten Egoismus des Einzelnen. Die Eisenbahnen haben aber auch den Massenverkehr ermöglicht, und damit gleichfalls eine Quelle von Rücksichtslosigkeit erschlossen, weil in jeder Masse der Kampf ums Dasein stärker herausgefordert wird als dort, wo bloß die Interessen weniger in Konflikt kommen können.

Das Reisen ist heutzutage so billig und die Veranlassungen dazu so zahlreich, daß auch Menschen ohne alle Erziehung die feinsten Reisegelegenheiten benutzen können. Diese Menschen ohne Erziehung und ohne Feingefühl verschlechtern die Sitten des ganzen Reisepublikums, indem sie ihre Ansprüche stets aufs höchste anspannen, ihren Egoismus rücksichtslos wahren lassen, die gleichberechtigten Ansprüche anderer ignorieren und gegen Zurechtweihung die Empfindungslosigkeit der schwerfälligen Dichthäuter besitzen. Das beständige Zusammentreffen mit solchen Reisenden muß aber notwendig die Sitten auch ihrer Mitreisenden beeinflussen. Wenn man immerdar dem unverhohlenen brutalen Egoismus begegnet, stets von ihm verletzt wird, versteht auch leicht der Edelere seine edleren Seiten hinter einem moralischen Staubdeckel von angeleitetem Reiseroutine.

Man sollte das, so verzeihlich es auch ist, dennoch nicht thun. Echte Liebenswürdigkeit und Seeleneinheit kann sich selber treu bleiben, auch dann, wenn sie ganz und gar nicht verstanden wird. Die Opfer, welche sie ihrer eignen Erhaltung dabei bringt, sind Opfer an Bequemlichkeit, manchmal auch finanzielle Opfer. Und wenn solche Opfer in manchen Fällen nicht verstanden werden: mitunter werden sie doch von andern feinsinnigen Menschen verstanden und gewürdigt. Und es ist besser, Opfer zu bringen und dafür von wenigen innerlich anständigen Menschen als ihre Zueignung geachtet zu werden, als daß man mit Vermeidung solcher Opfer sich unter den großen Haufen der Reiseflegel einreißt und dafür bequemer fährt.

Am stärksten macht sich die Reiseflegerei stets im Eisenbahnwagen geltend. Das ist leicht erklärlich; hier tritt, oder besser gesagt, sibt man sich im Kampf ums Dasein am nächsten; hier wirkt jeder Kommende raumbeschränkend und wird deshalb von vornherein mit schiefen Augen angesehen; jeßem, der aussteigt, fliegt der Gedanke nach: Gott sei Dank, daß wieder einer draußen ist! Im Grunde ist nicht das menschliche Herz Ursache dieser schänden Empfindungen, sondern die Herzlosigkeit der großen Verkehrsmaschine, die uns aufgenommen hat und die in ihrem Banne edlere Regungen so gern unterdrückt. Es ist auch kein Zweifel, daß der Bahnhofslärm, das beständige Dröhnen und Rasseln, der Kohlengeruch, das Gebrüll der Bremsen lauter Dinge sind, welche die Nerven reizen, das Feingefühl verletzen, den Humor verbittern. Und die braven Menschen, welche diese ungeheure Maschine bedienen und sich inmitten eisernen Dranges und rastlosen Pflichtgefühls doch noch Menschenfreundlichkeit und manchmal selbst guten Humor erhalten haben: sie verdienen unsere Sympathie; sie verdienen auch, an den Passagieren nicht bloß Beständigkeit, sondern auch Egoismus und kleinliche Schwäche studieren zu müssen.

Daran denken leider auch die wenigsten Reisenden. Die meisten sehen in jedem Schaffner und Wahnbedienten ein Individuum, das speziell für ihre Bequemlichkeit zu sorgen hat. Man darf neugierig sein, ob die nächsten großen Fortschritte des Verkehrswezens diese Zustände verbessern oder noch weiter verschlechtern werden. Bisher müssen wir wohl sagen, daß aus den Schloten der Lokomotiven und der Dampfboote allerlei Ruß nicht bloß in die Gesichter, sondern auch in die Seelen der Reisenden geflogen ist.

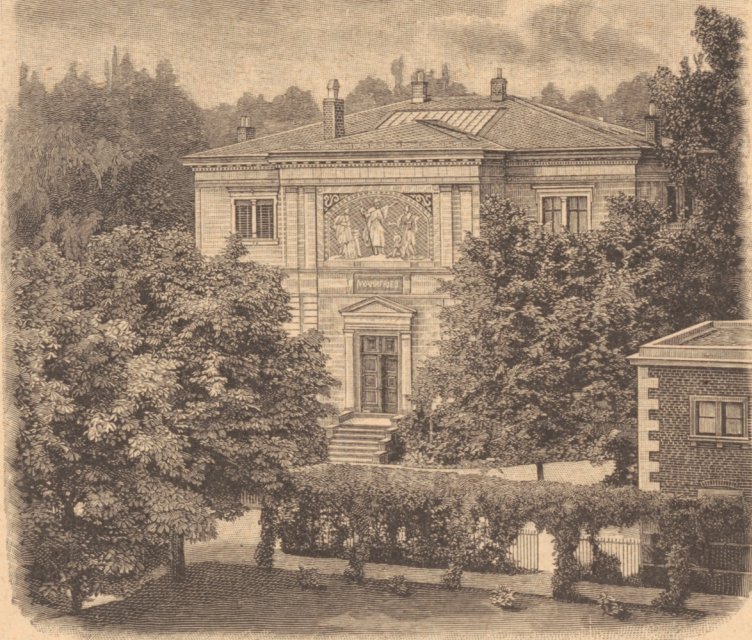
Die Bayreuther Festspiele.

Von Karl Krebs.

Hierzu sechs Illustrationen.

Nachdruck verboten.

Nach unjünglichen Mühen, nach Enttäuschungen und Bitternissen aller Art, war es Richard Wagner im Jahre 1876 vergönnt, den Traum seines Lebens verwirklicht zu sehen: das Festspielhaus in Bayreuth wurde mit dem Musikdrama „Der Ring des Nibelungen“ feierlich eröffnet. Seit etwa dreißig Jahren hatte Wagner sich mit dem Plan getragen, in „irgend einer schönen Gegend“ ein Theater, eigens für sein Nibelungen-drama erdacht, aufzurichten, und die Freunde seiner Kunst zu sich zu rufen und sie durch Darstellungen zu erbauen, die so weit wie möglich ablagen von der modernen Bühnenkunst und so weit wie möglich frei wären von Kompromissen zwischen Ideal und Wirklichkeit. 1865 durfte er glauben, seinem Ziel näher gerückt zu sein: der hochherzige König Ludwig von Bayern bot ihm in München eine Heimstätte und die Möglichkeit, frei von Alltagsorgen zu schaffen. Die Hoffnung trug. Zwischen den König und den Künstler drängte sich die Besorglichkeit einer kurz-sichtigen Menge, und die Verkörperung der Festspiel-idee trat wieder in weite Ferne zurück. Da kam der große Krieg zwischen Deutschland und Frankreich; von neuem versuchte der Meister eine Stütze seiner reformatorischen Bestrebungen zu finden, diesmal im deutschen Volk, dessen nationales Bewußtsein er durch die Ergebnisse jenes Krieges erstarkt genug wähnte, um nationale Bestrebungen zu unterstützen. Es war nicht viel, was er verlangte. Deutschland hat eine Menge reicher Bürger; wenn sich nur 1300 von ihnen zusammenfanden, um je einen Patronatschein für 300 Thaler zu unterzeichnen, dann war der Bau des Hauses und das Zustandekommen der Festspiele gesichert. Aber nach zwei Jahren waren erst 240 Patronatscheine abgesetzt; den größten Enthusiasmus für die Schöpfung eines deutschen musikalischen Nationaltheaters zeigte — der Rhevide von Aegypten, der 10 000 Mark schickte.



Villa „Wahnfried“ in Bayreuth.

Inzwischen war am 22. Mai 1872 der Grundstein zum Festspielhaus gelegt, war Wagner selbst nach Bayreuth über-gesiedelt und hatte sich dort ein Heim errichtet, die Villa, die er mit der Inschrift taufte: „Hier, wo mein Wahn Frieden fand, ‚Wahnfried‘ sei dieses Haus von mir genannt“. Der Grundstein war gelegt, und der Bau hatte begonnen, aber die Gelder hörten auf zu fließen, und das Festspielhaus wäre halb-fertig geblieben, wenn nicht wieder König Ludwig von Bayern thatkräftig beigesprungen wäre. Er schloß die Kapitalien vor, welche die Vollendung des Baues und das Zustandekommen des Festspiels ermöglichten, sodaß am 13. August 1876 der erste Cyklus des „Rings des Nibelungen“ beginnen konnte.

Durch die Aufführungen des ersten Jahres war das vor-handene Kapital nicht nur vollständig aufgezehrt, es hatte sich dazu noch eine ziemlich bedeutende Schuldenlast angehäuft. Das 1877 gegründete zweite Patronat zur Fortführung der Festspiele und zur Errichtung einer Stillebildungsschule in Bayreuth fand auch nicht die genügende Teilnahme, und so sah sich Wagner gezwungen, zur Lösung der drückenden Ver-pflichtungen seinen Nibelungenring mit sämtlichen Kostümen und Decorationen an einen Unternehmer zu verkaufen, der ihn nach gehöriger Zusammenstreichung in allen größeren Städten Deutschlands und des Auslandes aufführte. Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen der Meister dies Werk, das wie ein Stück seiner selbst war, von sich ziehen ließ. Wußte er doch, daß außerhalb Bayreuths nur ein Bruchteil der künst-lerischen Schätze, die er hierhinein versenkt, gehoben werden konnte. Wußte er doch, daß nun an eine Wiederholung der Festspiele für lange Zeit nicht zu denken war.

Sechs Jahre dauerte es, bis sich wieder eine begeisterte Gemeinde um ihn sammeln konnte, um einer neuen Offenbarung seiner Kunst zu lauschen: dem Parsifal.

Parsifal ist der Schlüsselstein von Richard Wagners Lebens-werk. Seit 1854 lag ihm der Stoff in Herz und Sinnen, im Januar 1882 hatte er das Drama vollendet und noch im Sommer desselben Jahres die ersten Aufführungen geleitet. Sechs Monate danach starb er. Parsifal, das hohe Lied des Mitleids, hat unter allen Dichtungen Wagners nicht seines-gleichen an Abgeklärtheit und Durchsichtigkeit. Aus dem weit-

schichtigen, episodischen Epos Wolframs von Eschenbach ist mit intensivstem, künstlerischem und menschlichem Verstehen der ethische Kern herausge-schält und bloßgelegt: die Entwicklung des Helden aus dem „tumben“ Thoren zu dem willensstarken Mann, der reinen Herzens und reinen Körpers aus den Bestrickungen der Sinnlichkeit und aus andern Mäten hervorgeht, um das erkannte Ziel zu erreichen: den tranken Amfortas zu erlösen und das Gralskönigtum zu erneuern.

Der Gral ist der Sage nach jenes wunderbare, aus einem kostbaren Stein geschliffene Gefäß, aus dem Christus mit seinen Jüngern das letzte Abend-mahl aß, und in dem Joseph von Arimathia später das Blut des Gekreuzigten auffing. Dieser Gral wurde von einer Schar erlesener Ritter ge-hütet, den „Templeiern“, die in einer Burg auf dem unzugänglichen Berg Monsalvatsch hausten. All-jährlich am Charfreitag schwebte eine weiße Taube vom Himmel herab, um aufs neue die Wunder-kraft dieses köstlichen Kleinods zu stärken, das sei-nen keuschen Rittern Unbesiegbarkeit verlieh. Gral-könig war der Würdigste unter ihnen. Und einer dieser Würdigsten, Amfortas, hatte sich in den Schlin-gen gefangen, die der Widerjacher der Gralsritter, der heidnische Zauberer Klingsor, ihm gestellt hatte: er ist den Verlockungen Kundrys, der schönsten von Klingsors Zaubermädchen erlegen, der Zauberer hat ihm, dem Gefallenen, den heiligen Speer, der einst Christi Seite geöffnet, entwandt und ihn selbst da-mit verwundet. An schmerzhaftem Breiten schiebt Amfortas hin — aber schmerzhafter als seine Wunde ist die Dual des Bewußtseins von seinem Fehl. Erlösung kann ihm werden — so verhieß ihm ein Traumgesicht — durch den „reinen Thoren“, der „durch Mitleid wissend“ geworden ist. Dieser reine Thor ist Parsifal. Als wilder Jüngling ist er der Mutter entlaufen, hat Abenteuer bestanden und trifft in das Gebiet des Grals. Gurnemanz, der treue, ritterliche Diener des Amfortas, glaubt in ihm den Heilbringer zu erkennen. Er läßt ihn als Zuschauer teilnehmen an der Abendmahls-feier der Gralsgenossenschaft, er läßt ihn sehen, wie Amfortas leidet. Wohl krampt sich das Herz des unwissenden Knaben zusammen bei den

Schmerzen, die er schaut, aber seine Sinne sind umfangen; er fragt nicht nach der Ursache dieser Leiden und wird von Gurnemanz unsanft aus dem Gralsstempel fortgewiesen. Erst als er selbst Ähnliches erfährt wie Amfortas, als er in Klingsors Zaubergarten gerät und in Kundrys Umarmung, da wird er hellsehend. Kundrys Kuß weckt in ihm das „sündige Verlangen der Liebe“, dem Amfortas erlag; aber er erweckt auch die Erinnerung an das Vergangene und Ber-gessene: „Amfortas, die Wunde!“ schreit er auf. Er weiß nun, was Amfortas zu leiden hatte, er weiß es, aus Mit-Leiden. Eine Offenbarung kommt über ihn, das Mitleid ist in ihm aufgeweckt, das ihn zwingt, die Gralsburg wieder aufzuzuchen und zu erfüllen, was damals unerfüllt blieb. Er entwindet sich Kundrys Liebesjungen; der heilige Speer, den Klingsor auf ihn schleudert, bleibt über ihm schweben, er ergreift ihn, und der Zauberer mit seinem Schloß und seinem Gefinde versinkt in die Erde. Jahre sind vergangen, als Parsifal sich wieder dem Gralsgebiet nähert. Gurnemanz erkennt die heilige Lanze und ahnt, daß das Heil seinem kranken Herrn naht. Kundry, das zwiespältige Wesen, das Klingsors zauberischer Gewalt unterthan war und nach dem Heil des Christen-tums verlangte, das die Gralsritter verführen mußte und in den Tagen der Freiheit von Klingsors Joch dem Gral in Reue und Demut diente, hat sich auch hinzugesunden. Auch sie erwartet die Erlösung aus ihrer Schuld von Parsifal; sie beugt sich vor ihm als Magd, wäscht ihm die Füße und trocknet sie mit ihrem Haar, wie einst Maria Magdalena Christus that. Und Parsifal tauft die reuige Sünderin zum Christentum. Es ist ein Charfreitag. Parsifal, Gurnemanz und Kundry wandern nach der Burg, wo Amfortas, der sich seit lange dessen gewieigert hat, den Gral wieder enthüllen und das Abendmahl vollziehen will, denn die Kraft der Ritter, die den Anblick des Grals entbehren, droht zu versiegen. Aber wie er die heilige Handlung zu begeben sich anschickt, packt ihn aufs neue furchtbarer Seelenschmerz; er reißt seine Wunde auf und fleht die Ritter an, ihn, den großen Sünder, zu töten. Da tritt Parsifal herein, heilt die Wunde durch Berührung mit dem Speer und kniet dann vor dem enthüllten Gral nieder. Die Halle verdunkelt sich, die weiße Taube schwebt herab, der Gral



Van Dyk als Parsifal.

Deutschland selbst hat sich in dieser ganzen Angelegenheit, gelinde gesagt, unnobel betragen. In Amerika hätte bei einem ähnlichen Anlaß irgend ein reicher Industrieller, ohne ein Wort zu verlieren, nach seinem Checkbuch gegriffen und einen guten Teil der erforderlichen Summe zur Verfügung gestellt; einige andre wären ihm gefolgt, und die Sache hätte in aller Stille eine prompte Erledigung gefunden. In Deutschland wurden, wie H. St. Chamberlain in seinem vortrefflichen Buch „Richard Wagner“ anführt, Zirkulare an 4000 deutsche Buch- und Musikalienhändler geschickt — nicht ein einziger hat auch nur geantwortet. Die Wagnervereine wandten sich an 81 Hof- und Stadttheater mit der Bitte, Aufführungen für das Unternehmen zu veranstalten, und davon haben 78 sich überhaupt nicht ge-äußert, drei hingegen ihre Beihilfe abgelehnt. Dabei war es kein Unbekannter, der etwas für die deutsche Kunst — nicht etwa für sich — verlangte. Menzi, der fliegende Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, die Meisterjinger, Tristan und Isolde waren bereits erschienen und zum Teil auf allen Bühnen ein-gebürgert, ja zu „Kassenstücken“ geworden! Wahrlich, das Kapitel Wagner-Bayreuth ist eins der unerquicklichsten in der Kulturgeschichte des „Volks der Dichter und Denker“!

Hätte Wagner Geld verdienen wollen, es wäre ihm leicht gewesen. In Berlin bildete sich 1873 eine Gesellschaft „Wagne-riana“, die ihm eine Million bot, wenn er die Festspiele in Berlin abhalten wollte; London und Chicago traten mit ähn-lichen Anträgen hervor. Der idealistische Künstler wies all das zurück; es kam ihm mehr auf die „Erweckung verborgener Kräfte des deutschen Wesens an, als auf das Gelingen seiner Unternehmungen“.



Das Wagnertheater in Bayreuth (Westseite).



Parsifal, I. Akt: Schwanztötung.

„Sag, Knab! Erkennst du deine große Schuld? Wie konntest du sie begehn?“

erklärt, und Parsifal schwingt ihn über die entseelt hinsinkende Kundry, über Amfortas und die Ritter, die ihm als dem neuen König huldigen.

Die Musik, die Wagner mit dieser Handlung verschmolzen hat, ist noch weniger der Schilderung durch Worte zugänglich als andre Musik. Sie darf auch nicht gehört werden, wie andre Musik, sie will erlebt sein. Wer nur die Ohren im Festspielhaus aufmacht und den Menschen derweil schlafen läßt, für den ist Wagners Kunst im allgemeinen und der Parsifal ganz im besondern nicht geschaffen. Aber wer imstande ist, sein ganzes Inneres weit aufzuthun, sodaß auch ein unerhörtes neues und innerliches Kunstwerk eintreten kann, der wird Wunders voll aus Bayreuth fortziehen. Denn glücklicherweise ist der Parsifal nur in Bayreuth zu sehen. Wagner hat dies Mysterium dadurch vor Entstellung geschützt, daß er durch unumstößliche Verfügung in andern Städten und auf andern Bühnen verhinderte. Bayreuth wird also die Tradition des großen Meisters pietätvoll zu pflegen haben.

Nach Wagners Tode galt es, die Festspiele im Sinne ihres Schöpfers weiterzuführen. Und einer Anzahl selbstloser Männer ist es denn auch in Verbindung mit der treuen Helferin und genialen Kunstgenossin Wagners, Frau Cosima, gelungen, das Werk fortzusetzen. In den nächsten beiden Jahren nach dem Parsifalsommer kam dies Drama allein zur Darstellung, aber nach und nach wurden, wie es Wagner gewünscht hatte, auch seine älteren

Schöpfungen daneben aufgeführt: 1886 Tristan und Isolde, 1888 und 1889 dasselbe Werk und die Meistersinger, 1891 Tristan und Isolde und Lohengrin, 1892 dasselbe nebst den Meistersingern, 1894 Lohengrin und Lohengrin, und in diesem Jahre wird nach zwanzigjähriger Pause der Nibelungenring neu einstudiert. Da wird man sehen können, wie weit sich in den bestehenden Theatern die Wirkung jenes ersten Festspiels abgeschwächt hat. Denn darüber wollen wir uns nicht täuschen: das Vorbild der Bayreuther Aufführungen spiegelt sich in den Aufführungen unserer Hof- und Stadttheater nur sehr verzerrt wieder. Aber von diesen Dingen ist hier nicht zu reden, das würde eine lange und trübselige Geschichte werden.

Nun noch einige Worte zu den Bildern, die wir unsern Lesern hieneben vorführen. Villa Wahnfried, das Festspielhaus von der Westseite, Van Dyk, der zum erstenmal den Parsifal sang, bedürfen keiner Erläuterung.



II. Akt: Parsifal auf den Trümmern der Zauberburg.

„Du weißt, wo einzig du mich wiederfindest.“

Die Scenenbilder zu Parsifal sind nach der von K. Ritter illustrierten Serie (Bayreuth, Kunstverlag von H. Heuschmann jun.) ausgeführt. Auf dem ersten sehen wir Parsifal, der in das Gralsgebiet gedrungen ist und in ungeführem, jugendlichem Thatendrang einen Schwan erschossen hat, der, wie alle Tiere, hier unberührlich war. Gurnemanz führt dem thörichten Knaben sein Unrecht zu Gemüt und schließt mit den Worten: „Sag, Knab! Erkennst du deine große Schuld? Wie konntest du sie begehn?“ Das andre zeigt Parsifal auf den Trümmern der verjunkteten Zauberburg, und das letzte stellt die Schlussszene des Werkes dar: den Gralstempel und die Erlösung des Amfortas und der Kundry durch Parsifal.



III. Akt: Erlösung des Amfortas und der Kundry im Gralstempel.

„Höchsten Heiles Wunder: Erlösung dem Erlöser!“

O f f e r n.

Nachdruck verboten.

Dem Turme künden es die Glocken,
Und fernhin trägt's der Frühlingswind,
Dem Bergesgipfel mit Frohlocken
Kuft es das schlanke Hirtenkind:
Ostern!

Nun wird die Lenzespracht erstehen,
Die tausend reine Freuden bringt,
Es werden Wunder nun geschehen,
Da jubelnd hell der Ruf erklingt:
Ostern!

O Herzen, die ihr euch verschließt
In Selbstsucht und in Menschenhaß,
Taut auf! Wacht auf! Es keimt und sprießt
Allüberall ohn' Unterlaß —
Ostern!

Franz Floth.

Eine aus der guten alten Zeit.

Skizze von Alexander Kömer.

Nachdruck verboten.

Sie lebte noch in der guten alten Zeit und war eine Jungfer geblieben. Wie bitter litt sie darunter. Denn dazumal waren die alten Jungfern eine Sorte, über die man spöttelte, der man eigentlich keine Lebensberechtigung zuerkannte, mit der man umherhob und die überall im Wege war.

Heute giebt es diese Sorte nicht mehr. Jungfern wohl — eine Million, so sagt man, als stehendes Heer — aber keine alten. Die Jahre rauchten freilich noch wie ehemals dahin, und auch an ihnen vorüber, und mehren die Zahl, die seit ihrer Geburt verfloß, aber sie lassen sie sich nicht ankommen. Sie treten fest und sicher auf mit ihren kleinen oder großen Füßen, je nachdem Natur sie ihnen gab, sie lassen nicht mehr mit sich herumstoßen, sondern heben den Kopf hoch und bahnen sich kühn mit dem Ellbogen ihren Weg. Sie schaffen sich Platz. Sie, von der ich erzählen will, Lisette Hahnebutt hieß sie, wäre vielleicht auch danach angethan gewesen, sich ihren Weg mit dem Ellbogen zu bahnen, aber ihre Zeit war nicht danach. Sechzehn Jahre alt war sie zu fremden Leuten gekommen — wie man damals zu sagen pflegte — als Erziehlerin; in ein bescheidenes Försterhaus, wo sie der kleinen, darin tobenden Schar die Rasen putzen und das ABC beibringen mußte.

Aber es lebte sich dort ganz nett. Die junge Försterfrau war selbst noch lebenslustig, es gab manchen fideles Sonntag Abend, wo der Dorfschullehrer auf einer Fiedel zum Tanz aufspielte und die junge Welt sich lustig drehte.

Die Erzieherin, Demoiselle Hahnebutt aus der Stadt, die sich beinahe zu fein dünkte für das Vergnügen, wurde von den schmidigen Jägergehilfen und den jungen Dekonomen, die als Tänzer zu Gebote standen, sehr respektvoll behandelt und spielte die erste Rolle. Sie hatte ihre sechzehn Jahre, ihre Wangen wie Milch und Blut, blanke, lachende Augen, feine Hände, drehte sich in den Hüften, sprach mit dem schnarrenden Rrr und hatte beim Walzer so einen aparten Schleifer. Der schmudige unter den Forstwärtern, der sich auf den Feinen herauspielte, schmachtete sie ernstlich an, sodaß seine Wangen hohl darüber wurden.

Aber sie hatte Ehrgeiz und strebte höher. Was sie in der Schule gelernt, befestigte sich ein wenig in ihrem Geiste, sie übte weiter und unternahm es, ein paar Stufen hinauf zu klimmen. Sie kündigte im Forsthaufe, verließ den treuen Forstwart, der sich alles von ihr gefallen ließ, und verachtete das Los, das er ihr vielleicht nach zehn Jahren bieten konnte, um ihre Erfahrungen in andern Häusern zu machen.

Sie ward zunächst auf einem Pachtthofe engagiert, fand dann gar Stellung bei einem Gutsbesitzer, wo sie die kleinen Mädchen in den Anfangsgründen des Französischen unterwies und bis zu deren zehntem Lebensjahre sich mühte, ihnen brav und gewissenhaft die Grundelemente auch der andern Wissenschaften, der Rechen- und der Schreibekunst, der Länder- und der Völkerkunde beizubringen.

Darüber geriet sie selbst in die Dreißig hinein, ohne daß irgend ein bemerkenswertes Ereignis in ihrem Leben die Jahre bezeichnend hätte.

Jetzt aber reiste in ihrem Kopf ein vermessener Gedanke. Gestützt auf ihre lange Lehrthätigkeit und auf die ihrem braven Verhalten gezollten Zeugnisse bewarb sie sich um eine Stelle in einem adeligen Hause, wo für schon herangewachsene Töchter eine lehrende Gesährtin gesucht wurde, um den Bildungsgang der jungen Damen zu vollenden.

Es war einer der wenigen glücklichen Tage in ihrem Leben, als sie sie erhielt. Sie fühlte sich in ihrem ganzen Wesen gehoben, drehte sich noch ein wenig mehr in den Hüften und nähte mit hochrotem Kopf an ihrer Ausrüstung für die neuen Verhältnisse. Ihre Mittel reichten nicht weit, hohen Gehalt hatte sie nie bezogen, und ihre alte Mutter zu Hause, eine Wittib mit fünfzig Thalern Witwenpension, konnte sie nicht stützen.

Ein himmelblaues Merinokleid mit Taillenragen und Schuhen von gleicher Farbe und Stoff, alles eigenes Fabrikat, bildete den Glanzpunkt der Garderobe. Ein sehr schwungvoll geschriebener Brief — Lisette hatte damals noch zuweilen Gelegenheiten, den Pegasus zu besteigen, und ihre Phantasie nahm den gewagtesten Flug — hatte ihre Wahl unter den zahlreichen Bewerberinnen veranlaßt.

Leider wirkten schon beim ersten Auftreten ihre Erscheinung, später dann auch ihre Leistungen nicht den Erwartungen entsprechend. Ihre kleine, reichlich rundlich gewordene Figur, die allen klassischen Regeln spottende, in der Mitte nach innen gebogene und dann plötzlich in die Höhe schweifende Nase, ihre Bewegungen und Manieren bildeten sofort die Zielscheibe boshafter Spöttereien für die jungen Fräulein. Diese fanden alles an ihr komisch, das blaue Merinokleid mit den dazu gehörigen Schuhen, die kunstvolle, jeden Morgen mit unsäglicher Mühe und Geschicklichkeit aus neun Strähnen geflochtene Haarflechte, den mit Quittenkernen festgeklebten, zackigen Scheitel,

den drehenden Gang und die Sprache mit dem schnarrenden Rrr. Alle ihre tiefen, sorgfältig vor dem Spiegel eingeübten Knixe halfen ihr nichts, ihre Stellung war vom ersten Tage an unhaltbar.

Ein Sonnenstrahl fiel indes in diese bängliche Atmosphäre. Es war ein Hauslehrer vorhanden, ein Kandidat der Theologie, ein gewandter, junger Mann, der Röcke vom feinsten, glänzendsten Tuch trug und sehr feine, schneeweiße Halsbinden. Lisettes graue Augen senkten sich in grenzenloser Verwirrung, als er sie zum erstenmal anredete. Er besaß ein mitleidiges Gemüt, und ihn jammerte ihre Verlegenheit.

Daß ihr mit guten Ratschlägen und kleinen Winken nicht zu helfen sei, merkte er bald, auch daß ihres Bleibens nicht lange in diesem Hause sein werde.

In Gegenwart der Herrschaften hütete er sich wohl, sie zu beachten, aber des Abends im Mondschein, wenn sie in den Park lief, um frische Luft zu schöpfen und ihre Brust von den gepreßten Seuzern zu entlasten, und ihn der gleiche Zweck dahin führte, da wandelten sie da miteinander auf und ab, und seine Stimme klang so beständig an ihrem Ohr.

Er verstand es geschickt, ihr leichtbewegliches Herz aufzuschließen, er wußte am zweiten Tage genau, wie ihr Leben bisher verlaufen war und wie es ferner verlaufen mußte. Es wäre unrecht, ihm nachzujagen, daß er ihr Hoffnungen gemacht hätte, aber diese sich wiederholenden Abendpromenaden bargen schon viel Hoffnungsglück in sich, und ihr Gemüt war phantasie-reich und war in der Einförmigkeit ihres Lebens nie von seinen Träumereien abgezogen worden.

Lisette Hahnebutt hatte ausgiebig Zeit und Gelegenheit, ihn wissen zu lassen, wie hoch sie den geistlichen Beruf stielte und wie ein Pfarrhaus auf dem Lande ihr Ideal sei. Er trug doch mit schuld daran, wenn später bittere Tage und Nächte kamen, denn warum hörte er das mit einem so beifälligen und zufriedenen Lächeln an, und warum war seine Stimme so weich, wenn er antwortete: „Demoiselle Hahnebutt, für Sie wird auch noch eine andre Zeit kommen.“

Ja, sie kam bald, nur zu rasch. Noch vor Ablauf des ersten halben Jahres deutete der Herr des Hauses ihr in höflicher Form an, daß sie ihren Platz nicht so ausfülle, wie man es fordern müsse, und er fügte unter großmütiger Ausdrückung des vollen Jahresgehaltes die Bemerkung hinzu, daß man ihrer Dienste schon jetzt entraten könne.

Das war ein Schlag, und trotz der kleinen, feinen Vorbereitungen für Lisette doch ein unerwarteter. Ihr Herz schwindelte, es lebte in ihm nur noch der eine Gedanke — an den Kandidaten. Unter Schluchzen klagte sie ihm ihr schweres Leid.

Und er — zuckte die Achseln, wiegte den Kopf und meinte dann, daß es ja keine Schwierigkeit für sie haben werde, einen andern Platz zu finden. Ja, er äußerte sogar, daß er schon lange der Ansicht gewesen sei, die Demoiselle werde sich hier nicht dauernd glücklich fühlen.

Glücklich fühlen! Du lieber Gott! Und neben ihm hatte sie sich für Stunden so überschwenglich glücklich gefühlt. Heute wehte es wie ein Eishauch von ihm zu ihr herüber, sie zitterte wie Espenlaub, und ihre Knie schlotterten. Ueber ihrem Leben lag plötzlich schwarze Nacht.

Das war ihre einzige Liebestragedie, die sie allein spielte, ohne Mitakteur — was am traurigsten sein soll.

Und neben diesem schweren Herzenskummer schwoll die Frage empor: was nun? Sie war vierunddreißig Jahre alt, ihr graute vor dem abermaligen Anfang in fremdem Hause, seit zwanzig Jahren duckte und schmiegte sie sich nun in immer neue Verhältnisse. Jetzt war sie müde. Aber bei der Mutter war kaum Platz für sie, und für den Moment war keine Stelle vorhanden; da fand sich ein Ausweg. Ihre jüngere Schwester Niekchen hatte sich verheiratet mit einem Kaufmann in wohlhabenden Verhältnissen. Dort sollte gerade das fünfte Kind geboren werden, während das jüngste kaum laufen konnte. So einigte man sich dahin, daß Lisette zur Schwester Nieke kommen könne, wo sich Arbeit genug für sie fand.

Sie erklärte sich gern bereit dazu, sie war da doch in der Familie, zu der sie gehörte. Wie beneidete sie die Schwester, welche das große Los gezogen hatte und so früh aller Sorgen ledig war — nach ihrer Meinung.

Die Wöchnerin war schwach und mußte sehr gepflegt werden. Lisette fand bald, daß Nieke ein sehr anspruchsvolles Geschöpf geworden war und die Herrin herauskehrte, obgleich sie die Jüngere war. Ihr Mann verzog sie, sie bekam alles, was sie sich wünschte, hatte schöne Kleider und ging, sobald sie so weit wieder wohl war, zu Festen und Vergnügungen aller Art. Die Kinder waren ja jetzt bei Lisetten gut aufgehoben.

Lisette hatte, solange die Schwester krank war, das Kücheregiment übernommen, man ließ es ihr, sie führte es ja ganz gut. Nun wurde alles von ihr gefordert, und wenn etwas nicht recht war, hatte sie natürlich die Verantwortung und die Schuld.

An Freuden und Erholungen außer dem Hause war für sie nicht zu denken, den Familien, mit denen man verkehrte, noch eine Dritte aufzudrängen, ging nicht gut an; überdies war Lisettes Garderobe nicht ausreichend, um in Gesellschaften auftreten zu können.

„Daß mein Mann dir auch noch Kleider schenken soll, kannst du nicht verlangen,“ pflegte Nieke zu sagen, „es ist ohnehin rührend gut von ihm, daß er dich hier aufgenommen hat, als du nirgends ein Unterkommen hattest.“

In Lisettes Seele regte sich in dieser Zeit viel Galle und wenig Dankbarkeit, man muß es leider gestehen. Seit sie ihre Unzulänglichkeit im Wissen auf ihrer letzten Stelle gefühlt hatte, kam ihr oft der Gedanke: hättest du doch mehr gelernt, da machtest du dich wohl frei!

Sie war nicht faul gewesen und immer in der Schule gut fortgekommen, aber das Höhere fehlte, man hatte es sie nie gelehrt. Daß ein Mädchen viel zu lernen brauche, fand man dazumal überflüssig. Sie sollte doch heiraten, und wenn sie nur kochen und nähen konnte, so genügte das. Heiratete sie nicht — nun so mußte sie sich in der Familie nützlich machen. In dem Fall war sie jetzt, und sie dachte viel darüber nach. Eigentlich ward im Hause der Schwester alles zum Stachel für sie; wonach ihr Herz sich sehnte, das war da vor ihren Augen, nur nicht ihr Eigentum. Sie war das Achtenbrödel, alle häuslichen Aergernisse und Unbequemlichkeiten kamen auf ihr Teil, die Freuden fielen der Schwester zu. Die Kinder waren sehr unartig und unerzogen, der Tante gehorchten sie

nicht, sie war ihnen keine Autorität, konnte auch nie eine für sie werden, weil die zärtliche Mutter allemal das Gegenpiel hielt. Ihre Arbeit ward nicht gerechnet, denn man hatte sie aus Gnaden aufgenommen und konnte sich dauernd in dieser guten That.

Da ballte sie oft die Hände, faßte Entschlüsse, die nie zur Ausführung kamen und immer an kleinen Unmöglichkeiten scheiterten, und es muß auch der Wahrheit gemäß gemeldet werden, diese innere Stimmung äußerte sich oft in übler Laune und ausgetheilten Puffen an die „gottlosen Rangen“. Diese rächten sich, so gut sie konnten.

„Tante Lisette reißt mich so in den Haaren,“ klagte das siebenjährige Helenchen alltäglich der Mutter, und es mochte auch wohl nicht immer ganz sänftiglich zugehen, wenn an den dunkeln, frostigen Wintermorgen drei angezogen, mit Kaffee und Butterknitten versehen, zu rechter Zeit zur Schule expediert werden mußten und Helenens widerspenstiges Kraushaar sich durchaus nicht zu der erforderlichen Glätte niederzwingen lassen wollte. Der Hausherr und die Kommiss sollten gleichfalls versorgt werden, und des ersten grobende, nergelnde Stimme rief nach Lisetten durchs ganze Haus. Dazu erforderte ihre eigene Flechte, die neunstrahlige, von der sie nun einmal nicht ließ, auch ihre Zeit, und ihre Hände waren aufgeblasen vom Frost.

Helenchens Klagen verhallten, der Mutter war es bequem, die Dinge beim Alten zu lassen, aber sie hatten die Folge, daß häufig stachelige Neden zwischen den Schwestern fielen und Tante Lisette der Gegenstand von tausend kleinen Neckereien und Quälereien ward und die Bestgehaßte im Hause.

So vergingen Jahre — für Lisette Hahnebutt unter Aufbegehren und Niederbuden, zuweilen stammten auch Hoffnungen dazwischen. Unter den ein- und ausgehenden Herren war mancher Heiratskandidat, und ein solcher blieb Lisetten, deren Herz freilich gebrochen, aber doch immer noch voll Sehnsucht war, sehr interessant. Man durfte es ihr nicht verargen, wenn sie in ihrer Lage doch in den Hasen der Ehe zu steuern wünschte.

Sogar an den starrköpfigen, etwa fünfzigjährigen Rentier Ringbeil, der sich stets, Winter und Sommer, in gelben Mantel kleidete, knüpfte sie lange Zeit Hoffnungen. Er war Vegetarier und trocken wie ein gedörrter Hering. Das gastliche Haus des wohlhabenden Kaufmanns bot ihm manche Annehmlichkeit, besonders seit Tante Lisette ihn dort so gut verorgte. Sein Herz hing eigentlich nur an seinem großen Hunde, einer umechten Dogge, die immer die Zähne steckte und vor der Lisette sich im Grunde schrecklich fürchtete. Aber es war rührend anzusehen, wie sie ihre Furcht vor dem alten, bissigen Tiere überwand, den Hund kajoizierte und mit reichlichen Fleisch- und Knochenabfällen fütterte. Für seinen Herrn fand sich immer ein lecker vorbereitetes Eiergericht oder sein zurichtete Gemüse, so wie er sie liebte.

Ja, Lisette gewöhnte sich selbst auch an vegetarische Nahrung, obgleich ihre frühere Rundung unter den galligen Einflüssen der letzten Jahre schon bedenklich geschwunden war.

Der Rentier Ringbeil hatte es sehr gut im Hause seines Freundes, des Kaufmanns Schramm. Und dennoch war er ein Undankbarer. Er erklärte eines Tages, daß er sich verlobt habe mit einer reichen, vierströtigen Brauerstochter, die keine Vegetarierin war. Das war per se — jedenfalls — aber die Welt war damals schon ebenso schlecht wie jetzt.

Als der Rentier Ringbeil abfiel, knickte Lisette Hahnebutt zusammen. Ihre Gesichtsfarbe wurde gelb seiden, ihre Stimme scharf, und die Bitterkeit ihrer Seele offenbarte sich überall.

Im Hause des Schwagers nannte man sie ein Kreuz, und das tüchtige Regiment, das sie in der Küche führte, wo alles am Schürchen ging, Herrschlicht. Man beratschlagte öfter, wie sie los zu werden sei, bei ihrer Mittellosigkeit war das schwierig nach so langen Jahren.

Die Ansichten über ihre Stellung war von beiden Seiten grundverschieden. Lisette sagte sich großend, daß sie während dieser langen Jahre umsonst gearbeitet habe, die Schwester und der Schwager rühmten sich, sie aus Gnaden durchzufüttern. Sie konnte ja kaum ihre Garderobe und Wäsche von dem kleinen Erbeil bestreiten, das nach der Mutter Tode hatte verteilt werden können, man mußte auch da mit Geschenken nachhelfen.

So dachte denn Lisette nach dem Zusammensturz ihrer letzten Hoffnungen noch einmal darüber nach, ob dieser erfolglosen Sklaverei in der Familie zu enttrinnen sei.

Aber die Welt um sie her war inzwischen fortgeschritten, nur sie unter ihren Fesseln nicht mit ihr. Von Erzieherinnen wurden jetzt ganz andre Dinge verlangt, als sie leisten konnte, und als Hausdame bei einem alten Herrn — in ihren stillen Gedanken träumte sie mitunter von solch einem idealen Posten — da fand sich nichts, wenn sie auch täglich die Zeitungen studierte und im geheimen ihre Bewerbungen schrieb. Da waren Jüngere, Gewandtere, Erfahrenere zu Duzenden vorhanden. Es war ein großes, allgemeines Rennen in der Welt geworden, und sie hatte keinen Atem mehr dafür. Sie fühlte sich jetzt oft müde. Ihre Jugend, ihre Kraft war aufgezehrt, und sie hatte nichts vor sich gebracht. Gesorgt hatte nie jemand um sie, von ihrer Gesundheit war nie die Rede gewesen, durch Winterkälte und Sommerhitze hatte sie ihre Haut zu Marke tragen müssen, und Anspannung, Erholungspause hatte es für sie nie gegeben.

Dabei wuchs ihre Verwunderung über die neue Zeit von Tag zu Tag. Im Hause des Schwagers, den sie immer für einen Krösus gehalten hatte, sprach man von nichts als von Geldmangel. Alles war teuer, und die heranwachsende Jugend beanspruchte immer mehr an Luxus und Genüssen. Die Söhne studierten und kosteten ein Heidengeld, die Töchter lebten als Prinzessinnen, schliefen bis gegen Mittag und waren doch nie zufrieden. Und es kam auch für sie kein Prinz, der sie in ein Märchenschloß holte. Der Vater wetteuerte mitunter dazwischen, erklärte, die Kleider- und Schneiderrechnungen nicht mehr bezahlen zu wollen, und sprach davon, daß sie Stellen annehmen und sich ihr Brot allein verdienen sollten.

Dann wurden die Rasen geräupft, und während man dem zornigen Hausherrn gegenüber die Zunge noch im Zaume hielt, ließ man ihr desto freieren Lauf im engen Zirkel. Ja, wohl, die Töchter sollten aus dem Hause gehen, während die Tante ihren Platz und ihre Heimat darin hatte. Frau Nieke Schramm klagte sich jetzt oft ihrer früheren Gutmütigkeit an und empfand sie als einen großen Fehler.

Dagegen erlebte man in andern Familien die absonderlichsten



Moskauer Straßentypen.

Die russische Krönungsstadt.

Nachdruck verboten.

Das alte Sprichwort von dem nur leicht mit Kulturfirnis übertünchten russischen Nachbar („grattez le russe, et il vous restera le tartare“) wird zwar noch recht häufig citiert, hat aber längst seine volle Giltigkeit verloren. Die Zeiten sind vorüber, wo der Russe im Grunde nichts andres war als ein besser gekleideter Tatar, wo auch bei dem gebildeten Russen hier und da noch immer etwas Mongolisches zum Vorschein kam. Petersburg ist eine ganz moderne Stadt geworden und könnte ebensogut die Residenz eines andern europäischen Staates sein, und die meisten andern russischen Städte, wie Odeffa, Warschau u. s. w. würden — vielleicht nur unter der Voraussetzung einer etwas besseren Straßenreinigung — recht wohl nach Deutschland passen. Nur Moskau, die alte Zarenstadt, die

jetzt während der Krönungsfeierlichkeiten des jungen russischen Kaiserpaars im Vordergrund des Weltinteresses stehen wird, ist im großen und ganzen noch immer nichts andres als die alte halbasiatische Tatarenstadt.

In der Mitte der Stadt erhebt sich, von festen Mauertürmen umgeben, auf steilem Hügel, wie einst die Akropolis Athens, der Kreml, jene Kirchen- und Residenzstadt, die jedem rechtgläubigen Russen als das Heiligste des ganzen Vaterlandes gilt. Und sie haben recht, unsre Nachbarn im Osten, diese Stätte hoch und heilig zu halten; denn blättert man in der Geschichte zurück, so scheint in der That eine höhere Macht sie geheiligt und in gefährlichen Zeiten schützend über ihr die Hand gehalten zu haben. Die alte tatarische Kultur in Moskau widersteht noch heute der europäischen ebenso hartnäckig, wie die Mauern dieser Stadt allen Stürmen getrotzt haben. Selbst

der gewaltige Brand Moskaus im Jahr 1812 hat sie nicht erschüttern können: während das Feuer alles ringsumher in Asche legte, blieb die goldene Kuppelstadt inmitten der Vernichtung unversehrt stehen; der stolze Korke und die westliche Kultur konnten in den Kreml zwar ihren Einzug halten — Fuß gefaßt haben sie beide darin nicht.

Freilich sind die starken Ringmauern, die dieses Stück Moskau umschließen, in dem sich, goldüberdacht und von Edelsteinen strotzend, Kirche an Kirche reiht, nur hier und da von einem prächtigen Palast, einer reichen Schatzkammer oder einem Kloster unterbrochen, in neuerer Zeit äußerlich ein wenig nach dem Geschmack Europas umgewandelt worden. Gartenanlagen ziehen sich an, auf und unter diesen Mauern dahin und verleihen der fast beklemmenden orientalischen Pracht einen Hauch von Milde und Frieden. Nicht streng und drohend blicken sie mehr über den Moskwafluß hinweg, der leicht und träge zu ihren Füßen dahinschleicht, und sie werden das Bild des Friedens nicht stören, wenn im Maimond der prunkvolle Krönungszug durch das Herz Moskaus an diesen Prachtbauten entlang schreitet.

Außerhalb der Kremlmauer, abermals von einer Mauer umschlossen, liegt die City Moskaus, die alte mongolische Handelsstadt. Meist enge, düstere Straßen, Häuser und Menschen in wildem, regellosem Durcheinander. Hier ein moderner Prachtbau und dicht daneben eine alte, morsche Baracke; im untern Stock ein modernes, großes Handelshaus, zwei Treppen höher ein schmieriges Geschäftslokal, dessen Fenster zerbrochen

und mit Papier verklebt sind; hier der reiche Russe in seiner Equipage, aber in Bauertracht, dort der echte Tatar, der Bauer im roten Hemd, der Mönch in schmutzigem, buntgeflecktem Talar. Reges Leben und Treiben, wohin wir blicken, ganz nach europäischem Großstadtmuster, aber überall der alte mongolische Charakter, der uns aus jedem Winkel der City Moskaus entgegenweht.

Diese City enthält, ähnlich wie jene in London, fast ausschließlich Geschäftshäuser und keine Wohnungen.

Erst jenseits dieser zweiten Ringmauer, die die City umschließt, treffen wir schöne, moderne, breite Straßen, prächt-



Großrussischer Kaufmann in Bauertracht.

tige, neue, steinerne Häuser, mit kleinen Gärten davor, nur ganz vereinzelt noch ein altes, verfallenes Holzhaus, elegante Läden und Restaurants, die sich mit den feinsten Etablissements in Berlin, Paris, Wien und London in jeder Beziehung messen können, französische und deutsche Konversation auf den Straßen, Damen in rauschenden Toiletten, die ob ihrer Schnelligkeit berühmten Einspänner u. s. w. Doch auch hier wird man bei näherem Studium noch leicht die Jugend und Zartheit des Kulturfirnisses erkennen. Das „grattez“ soll man auch hier hübsch bleiben lassen — „Mütterchen“ Moskau ist eine schöne, interessante und ganz eigenartige Stadt, aber den Maßstab der westeuropäischen Kultur kann und will sie nicht vertragen. U. S.



Der Kreml in Moskau.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Artien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

➔ Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „April“ und Seite 173—176. ➔



Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Braut- und Hochzeitstoiletten.

(Hierzu Fig. 1-4.)

An dem Brautkleide in Fig. 4 aus eisenfarbener Duchesseide ist der Rock mit zackig plissierter Seidengaze, deren Ausschnitt mit Zobel umrandet ist. Aus dem Seitennähten treten gürtelartig ein paar breite Falten aus moiré antique, die hinten und vorn spitz verlaufen und mit Rosetten abschließen. Die halblangen, sehr weiten Bauschärmel haben oben einen Einsatz aus plissierter Gaze, über den sich zu beiden Seiten der Moiré mit einer losen Quetschfalte legt. Die Ärmel schließen unten mit Rosetten ab.

Myrtenkranz und Schleier, sowie ein Bouquet mit langer Atlaschleife vervollständigen die Toilette. Der Schleier hat eine Länge von 6 1/2 und eine Breite von 3 1/2 Metern; er wird in der Mitte zusammengefaßt, auf dem Kopfe befestigt und fällt in langen Enden hernieder.

Die jugendliche Hochzeitstoilette in Fig. 1 hat zu einem Rock aus roja moiré antique eine Taille aus zackig plissierter Seidengaze, deren Ausschnitt mit Zobel umrandet ist. Aus den Seitennähten treten gürtelartig ein paar breite Falten aus moiré antique, die hinten und vorn spitz verlaufen und mit Rosetten abschließen. Die halblangen, sehr weiten Bauschärmel haben oben einen Einsatz aus plissierter Gaze, über den sich zu beiden Seiten der Moiré mit einer losen Quetschfalte legt. Die Ärmel schließen unten mit Rosetten ab.

Für eine etwas ältere Dame geeignet ist das Kleid aus goldgelbem Brokatstoff in Fig. 2. Den weiten, mit Seide unterfütterten und mit Einlage versehenen Rock ziert am Rande ein schmaler Zobelstreifen; die ausgeschnittene Taille ist hinten nur im Futter mit Nähten gearbeitet, vorn, wo sie mit einigen Falten geschmückt ist, schließt sie sich kreuzweise übereinander. Der Gürtel in schräger Stofflage formt zu einer großen seitwärts zu einer Schleife. Den Ausschnitt des Kleides umgiebt eine breite Duchesse Spitze, die sich vorn zu einer großen Schleife gestaltet. Auf den Schultern ruhen Zobelstreifen, die sich bis zum Ausschnitt fortsetzen. Die bauschigen Ärmel schließen je mit einer Rosette ab.

Höchst elegant und doch sehr jugendlich wirkt die Toilette aus eisenfarbnem Brokat in Fig. 3. Auch hier ist der Rock ohne Besatz und nur in Faltentälchen geordnet. Die ausgeschnittene Taille ist mit gekräuselter Seidentüll bezogen, der über und über mit goldenen Perlengehängen bedeckt ist. Der Gürtel bildet eine aus den Seitennähten tretende Faltenlage, die sich vorn und hinten zur Schneppe umlegt. Die bauschigen Ärmel bestehen aus einer doppelten Puffe, deren obere tütenartige Falten bildet. Die Ärmel schließen am Ellenbogengelenk mit ein paar Rosen ohne Laub ab. Gewinde aus laublosen Rosen zieren, wie ersichtlich, die Taille.

Bezugquellen: Berlin, G. Gradnauer, Jägerstr. 27: Fig. 4; J. Tropowitz, Jägerstr. 68: Fig. 1-3.

Frühlingstoiletten.

(Hierzu Fig. 5-8.)

Die schöpferische Macht des Frühlings, die rings in der Natur frisches, junges Leben wach ruft, hat auch in den Herzen der Menschen den Bestreben abtöten lassen, und alle Welt bezieht sich, die düstren Fesseln abzustreifen und unter den farbenfrischen, wechselreichen, bunten Frühlingsgaben der Mode Umhau zu halten. Ein Vergleich der diesjährigen Frühlingstoiletten zu den früheren zeigt die großen Fortschritte der Mode in Bezug auf Eleganz und Geschmack; besonders sind es die modernen Garnituren, die den neuen Toiletten diese vornehme Wirkung sichern.

Zu dem aus graugrünem, gestreiftem Crepon bestehenden Kleide Fig. 5 ist der Rock selbst ohne Besatz. Der ziemlich lange Schoß der Taille vorn tritt er zurück, sodaß er Länge und Breite Westenteile aus cremefarbener, stark gerippter Seide sehen läßt, die mit kleinen, von graugrüner Seidenborte umrandeten Taschen versehen sind. Der mit Strickknöpfen verzierte Taille schließen sich breite, mit Borte umrandete Aufschläge aus creme-

farbener Seide an. Der Weste liegt cremefarbene Gaze auf, die oben unter einer Gaze schleife endet; den Stehkragen umgiebt eine Gazekrause. Die Ärmel sind am Handgelenk geschliffen und mit Knöpfen verziert. — Der Hut aus weißem Hochhaargelockt mit reißiger Krempe ist mit cremefarbenen Schleifen, vollem Kranz und schattierten Rosen garniert.

Fig. 6 zeigt ein Kleid aus dunkelblauem Alpaka mit glatter Taille und ungarniertem, tüchtigem Rock. Die mit flachen, aufsteigendem Gürtel abschließende Taille ist mit einem mit Perlen benähtem Guipürelaz geziert, der von auf schwarzer Gaze reich mit Perlen gestickten, aufschlagartigen Garnituren eingeschlossen wird. Gleiche Aufschläge zieren die Ärmel am Handgelenk, und über den ziemlich breiten Stehkragen fällt eine Spitzekrause, der sich nach hinten cremefarbene Rosetten anfügen. — Das toqueartige Hütchen aus gezogenem, schwarzem Seidentüll hat einen vollen Kranz von Apfelblüten, der seitwärts mit einer Spitzerosette endet, aus der sich aufrechtstehende Blütenzweige erheben.

Das Kleid Fig. 7 aus glänzendem, sehr fein in Grau getöntem, halbheidenem Stoff besteht aus einem glatten Rock, sowie einer hinten glatten, vorn nur ganz mäßig gekräuselten Taille, die von einem Gürtel umschlossen ist. Vorn ziert die Taille ein Jabot aus Spitze, der sich in Kragen nebst Rüsche aus Gaze anschließt. Ein auf Gaze gestickter Perlenkranz mit breiten Aufschlägen bildet die übrige Garnitur. Die Ärmel sind am Handgelenk mit Rüschen umrandet. — Das Hütchen aus silbergrauem Seidengeflecht ist mit grauem und rosenrotem Nipsband reich geziert.

Einfach und vornehm in der Zusammenstellung erscheint das Kleid in Fig. 8. Es besteht aus hellgrauem Alpaka und ist mit dunkler getönter Seide umrandet. Der weite Rock ist an jeder Seite zweimal bis zu den Hüften geschliffen und aus den Schlitzen quellen seidene Harmonikafalten. Die vordern Stoffränder, welche die Faltenteile begrenzen, sind mit Knopfschimitationen und Perlmutterknöpfen geziert. Die Taille ist hinten glatt mit kurzem, tolligem Schoß gearbeitet, der vorn an den Borderteilen der Taille endet. Der plissierte Seide deckt den oberen Teil der Bordertaille, der außerdem ein eleganter, mit Schneppe endender Passementerteil aufsteigt. Die Ärmel sind am Handgelenk mit Spitzenaufschlägen und Knöpfen geziert und auch über den Stehkragen fallen Spitzenteile. — Das runde, mittelgroße Hütchen aus havannafarbnem Baftgeflecht ist mit gleichem Borte und zinnoberrot schattierten Federn, sowie mit einer Straßschnalle geziert.

Bezugquelle für Kostüme: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer. — Perlpassementieren zu Fig. 8: Berlin, S. Brillès, Potsdamerstr. 41; zu Fig. 6 und 7: Leipzig, A. Dehler, Grimmaische Straße 4.

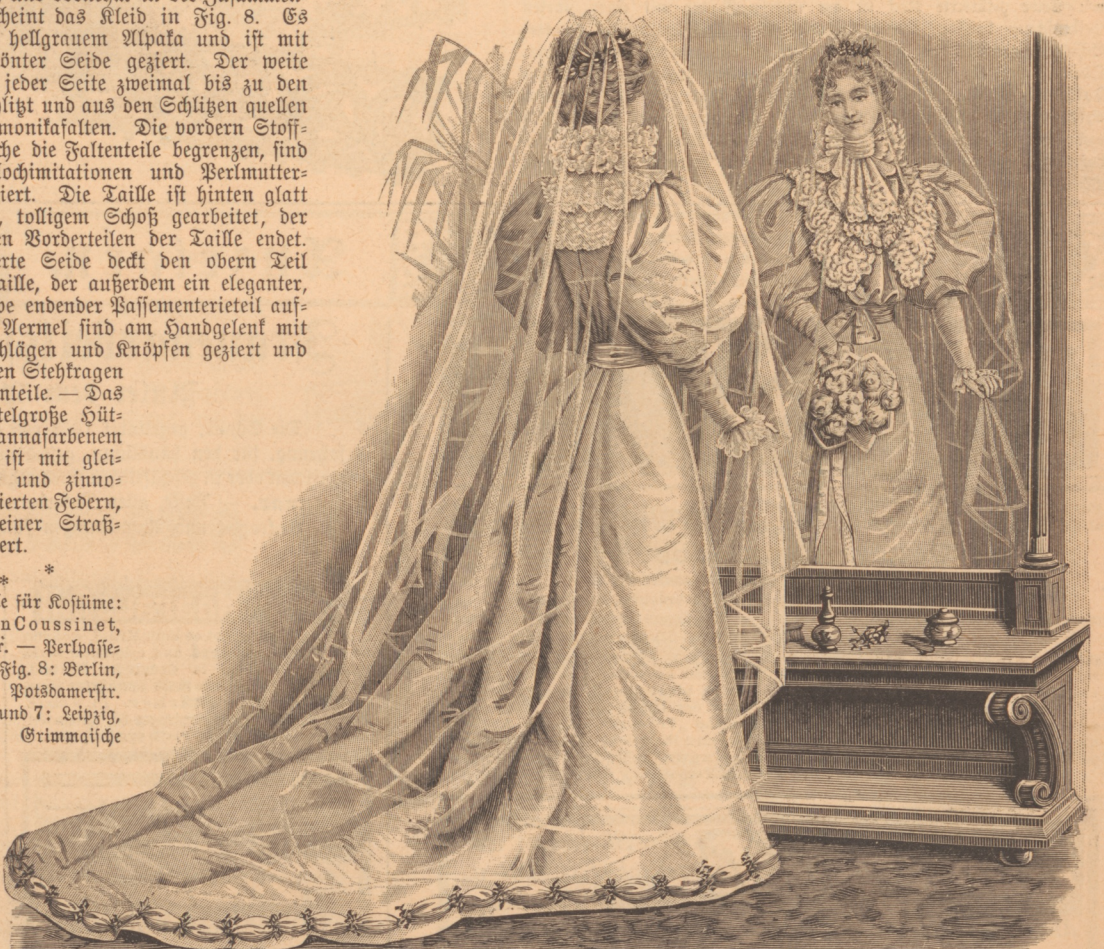


Fig. 4.

Neue Besätze für Frühjahrs- und Sommertoiletten.

(Hierzu Fig. 9-20.)

Von ganz reizender Wirkung sowohl auf farbigen, wie auch auf schwarzen Kleidern sind die in verschiedenster Weise anzubringenden, in Fig. 9-20 veranschaulichten Bordüren.

Fig. 9 zeigt eine sehr feine, hübsche Bordüre aus hellem Leder, der an beiden Seiten in regelmäßigen Entfernungen gleiche Blätter auf der Bordüre befestigt sind. — Sehr eigenartig und elegant wirkt die Bordüre aus schwarzem Tüll Fig. 10 mit Verzierungen von naturfarbnem, gesticktem Leinenbatist und reicher Verzierung von kleinen, schwarzen Perlen, Glittern und Zettsteinchen. — Fig. 11 stellt eine durchbrochene Bordüre aus feiner, schwarzer Gaze dar, die reich mit schwarzer Seidenstickerei verziert ist. — Durch ihre zierliche Musterung zeichnet sich die in Fig. 12 veranschaulichte breite Bordüre aus, deren Fond ceru-farbener Batist bildet. — Aus gleichem Stoff besteht die mit weißem Garn teilweise durchbrochen gestickte, breite Bordüre (Fig. 13), die im Verkauf bis zu 50 Cent. Breite zu haben ist. — Sehr hübsch wirkt die aus gelblichem, gleichfarbigem Garn gefertigte Bordüre Fig. 14, die eine reiche, mit gleichfarbigem Garn ausgeführte Stickerei zeigt. — Die in Fig. 15 veranschaulichte Bordüre aus schwarzer Gaze ist mit graublauen Ranken von gelblichem Garn bestickt, die durch Sternblüten von weißem Garn miteinander verbunden sind. — Die wirkungsvolle Bordüre aus ceru-farbnem, starkem Leinenbatist (Fig. 16) besteht aus ineinandergreifenden Ringen, sowie Blumen- und Blattfiguren, die durch ihre Verzierung und Umrandung von weißer Kurbelstickerei reliefartig wirken. — In gleicher Weise ist die aus Blattfiguren zusammengesetzte Bordüre aus feinerem Batist (Fig. 17) mit gelblicher Stickerei verziert. — Die hübsche Bordüre Fig. 18, deren Fond gleichfalls aus Batist besteht, ist in lehmfarbnem Tone gehalten. — Fig. 19 und 20 zeigen zwei elegante schwarze Bordüren, von denen jene aus Tüll mit feinen, schwarzen Perlen, Blüten und Ranken aus farbiger Seide, diese aus Gaze mit Blumenranken und Blattfiguren von mattgelblichem Garn verziert ist.

Bezugquellen: Berlin, E. H. Meewis, Spittelmarkt 11: Fig. 9, 12, 13, 15, 18; S. Mecklenburg, Wilmstr. 88: Fig. 10, 11, 14, 16, 19, 20; S. Brillès, Potsdamerstr. 41: Fig. 17.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „April“.

Den schönen Frühlingstagen entsprechen die hübschen Kleider auf unserm kolorierten Stahlstich-Modenbild „April“. Allerliebste ist das für junge Mädchen passende Kleid Fig. 1. Dunkelblauer Alpaka; der glatte Rock schließt über einer Blusentaille mit einem Gürtel aus blauem Atlasband ab, der zu beiden Seiten eines losen Einsatzes aus weißer Kaschmir mit rechtlichen Quetschfalten, auf der sich flache Goldknöpfe befinden. Ein hinten breiter, eckiger Kragen aus gemustertem Foulard umgibt den Ausschnitt des Kleides. Am Stehkragen befinden sich seitwärts runde, mit Gazeplissés umrandete Patten, sowie vorn eine Schleife, und die Ärmel sind im Ellenbogengelenk in drei breite, nach unten fallende Falten gelegt, die sich nach hinten ausbauen. — Das Hütchen aus blauem Strohgewebe ist mit blau und weiß schattierten Straußfedern garniert.

Sehr hübsch wirkt die Bluse in Fig. 2, zu der rotlila schillernde Schmeide mit bunten Blumen gewählt ist. Die Seide ist um den Hals mehrfach eingekräuselt, sodaß sich die Falten strahlenförmig ausbreiten. Ueber den Stehkragen fallen eckige, aus gestickten Mülleinsätzen und Valenciennespitzen gebildete Teile, und in gleicher Art sind die manschettenartigen Teile am Oberarm gebildet, denen sich oben eine große, unten eine kleine Puffe anfügt. Ein Gürtel mit Schleife schließt die Bluse ab. — Das Hütchen aus gelbem Baftgeflecht ist mit mattgelber Gaze und schönen Rosen geziert.

Von großer Eleganz ist die Toilette in Fig. 3. Es ist für sie



Fig. 5-8.

bildet. Der Stehtragen hat hinten eine nach unten gehende Spitze, die mit drei Schnurschlingen abschließt. Hinten treten aus dem Stehtragen volle Rüschen aus rot und grün schillernder Seide, und gleiche Rüschen umranden die leicht gefalteten, mit Schnur geschmückten Ärmel, deren voller Bau sich oben in breite, dreifache Quetschfalten gelegt ist. — Der aufgeschlagene Hut aus graugrünem Phantasiegesticht ist sehr reich mit schwarzen Straußfedern verziert.

Die kleinen Figuren auf dem Bilde zeigen die Rückseite der beiden zuletzt beschriebenen Kleider. Bezugsquellen der Kostüme und Hüte, Fig. 1, 3 und 4: Berlin, Herrmann Gerson; Bluse, Fig. 2: M. Stein, Friedrichstr. 190.

Neue Gartenpflanzen.

Nachdruck verboten.

Die Pracht der großblütigen Kanna wird für unsre Gärten bei weitem noch nicht genügend nutzbar gemacht. Man sieht die Pflanzen trotz ihres prächtigen Laubes und ihrer noch prächtigeren Blüten nur selten, und dann auch nur vereinzelt, nicht truppweis oder zu größeren Gruppen vereint. Aber gerade dann machen sie sich besonders schön, dann tritt die Fülle der Blüten, die sie treiben, prählend hervor. Während wir früher nur gelb- und rotblütige Sorten besaßen, sind neuerdings auch bronzene und rein gelbe Farben hinzugekommen. Da ist zuerst Paul Meylan mit großer bronzerfarbener Blüte, ferner Franz Buchner und Nicolai Racker, deren Blumen mehr rotbraun sind, Aurea mit reingelber Blüte und schließlich als vielleicht wertvollste Paul Lorenz. Sie hat dunkelrote, fast schwarze Blüten, und ihre Blüten sind tiefrot. Wer Kanna verwenden und in die Augen fallende Wirkungen erzielen will, thut gut, die Sorten oder wenigstens die einzelnen Farben getrennt zu pflanzen.

Von den neuen, einfachen Dahlien verdient die deutsche Dahlie Lina Freudenberg mit dunkelroter Belaubung, niedrigerem, gedrungenerm Busch und ins Bläuliche schimmernder roter Blüte alles Lob. Auch einige neue gefüllte Kattusdahlien, wie Purple Prince und Matchless sind durch ihre dunkelroten Blüten empfehlenswert.

Von den immer mehr an Beliebtheit gewinnenden Stauden kommen fortwährend allerliebste Neuheiten an den Markt. Von hohen Phlox ist P. decussata le Soleil ganz besonders schön durch das herrliche Hellrot seiner großen Blüten. Phlox suffruticosa alba blüht den ganzen Sommer über. Prächtig sind auch die dunkelrot blühenden Pyrethrumarten, von denen Scherlok wieder die beste ist; ferner Oenothera speciosa mit ganz weißer Blüte, um so auffällender, weil alle andern Oenotheren gelbe Blüten bringen; dann die verschiedenen Delphinium, welche durch ihre tiefblauen Blüten hervorragen. Wer Disteln liebt, wie man sie auf den Inseln findet und gern nach beendeter Badezeit mitnimmt, der wird Eryngium

giganteum, die Sanddistel mit silberweißen Blütenköpfen und Eryngium alpinum gern in seinem Garten aufnehmen. Letzteres ist durch seine blausilberige Belaubung etwas ganz Apartes.

Während man immer mehr die gezeichneten Teppichbeete durch einfache Blumenbeete ersetzt, treten doch hin und wieder auch noch neue buntblättrige Pflanzen für solche Teppichbeete auf, und diesmal sind die Kalypsoarten zu nennen. Allerdings eignen sie sich nicht für starrere Formen, viel Schnitt ist nicht anzubringen, wenn man hübsche Büsche und schön gezeichnete farbige Blätter wünscht. Der Grundton dieser Blätter ist bei den meisten Arten ein schwarzes Rot. Je mehr aber die Sonne wirkt und wirken kann, desto mehr verliert sich dieses schwarze Rot in alle Schattierungen eines lebhaften Gelbrotes und Braunrot und macht die Pflanzen durch diese eigenartigen Färbungen zu einem Effektstück des Gartens, wenn man sie in geschlossenen Gruppen zusammenpflanzt. Die schönste aller Kalypsoen ist unstreitig A. mosaica, und ihr nahe stehen A. triumphans und makrophylla.

Buntblättrige Pflanzen sehen auch im Zimmer gut aus, nur dürfen sie nicht so sonneliebend sein wie gerade die Kalypsoen. Das ganz gelb gezeichnete Abutilon makrostephanum marmoratum ist eine vorzügliche Zimmerpflanze. Es hat gelbe Blüten; entschieden aber passen zu seinen gelben Blättern rote Blüten viel besser, und man kann sie sich verschaffen, wenn man auf ein tiefrot blühendes Abutilon, beispielsweise Max Hellwarth, das gelbblättrige pflanzt. Das Abutilon gehört zu den interessantesten Pflanzen, durch welche man beweisen kann, daß das Edelrot auf die Unterlage — hier die alte Pflanze — wenn es angewachsen ist, einen Einfluß auszuüben vermag und tatsächlich häufig ausübt, denn es entstehen unterhalb der Bereclung Zweige mit gelben Blättern, aber roten Blüten. Werden diese durch Stedlingszucht vermehrt, so hat man ein Ab. makrostephanum marmoratum mit gelben Blättern und roten Blüten. Das Vereclen geschieht im Zimmer. Es gelingt ohne Anwendung von Glasglocken, wenn die Schnitte gut verbunden und mit Baumwachs beschmiert werden und schon älteres festes Holz zur Vereclung Verwendung findet. Art des Vereclens: Kopulieren mit Gegenzungen.

R. Betten.



Fig. 9.



Fig. 10.



Fig. 11-20.

gelber, seidenartiger Wollstoff verwendet und die hinten glatte Taille mit einem faltigen Schößchen ausgestattet. Vorn ist die Taille in kleine, vertikale Falten gesteppt, die nach oben frei auspringen, wodurch die Taille ziemlich bauschig erscheint. Im Taillenabschluß ist eine kurze, goldene Kette übergehakt. Um den tiefen und breiten Ausschnitt, der mit einem mit gelbem Spitzengekräusel überdeckten Laß ausgefüllt ist, legt sich ein breiter, ausgezackter und reichbestickter Kragen und um den Halsabschnitt eine sehr volle Spitzenrüsche. Die Ärmel sind bis über dem Ellenbogen anschließend und enden unten in hohen, gezackten und innen reich bestickten Manschetten. Die kurze, bauschige Puffe am Oberarm fällt nach unten in drei übereinandergelegte Falten. — Sehr kleidsam ist das kleine, toqueartige Hütchen aus gelbem Phantasiegesticht, das mit weißem Sammet und einer lila Federgrätle garniert ist. Ein silberner, mit Gazeplüsch und Spitzenvolant von gelblicher Färbung abschließender Schirm vervollständigt die vornehme Toilette.

Jesch wirkt das Kleid aus graugrünem Alpaka in Fig. 4. Der mit Seide gefüllte Rock ist am untern Rande mit einer starken Seidenschnur benäht, die in regelmäßigen Zwischenräumen in drei Schlingen geordnet ist, durch welche sich je ein seidener Knebel schiebt. Oben ist der sehr tüchtige Rock in fünf Faltengruppen gezogen. Die Taille mit kurzem, faltigem Schöß öffnet sich vorn über einer weißen Atlasweste, die reich mit Goldfäden, roter und graugrüner Seide bestickt und mit Perlmutterknöpfen geschlossen ist. Die Ränder der Taille sind vorn leicht eingeschlitzt und mit Seidenschnur begrenzt, die an jedem Schlitze etwa 10 Cent. hoch schräg emporsteigt und dort drei Schlingen

Der Insertionspreis beträgt
M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö.W.
pro Bonpareille-Beile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme
Rudolf Mosse, Berlin S.W.
und dessen Filialen.

Frauenarbeitschule Reutlingen (Württemberg).

Unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Königin.

Die Schule, gegründet 1868 von Staat und Stadt, bildet, unter staatlicher Oberaufsicht und gestützt auf langjährige Erfahrung, für den häuslichen, geschäftlichen und Lehrerinnenberuf aus und vermittelt Anstellung im Beruf von Arbeitslehrerinnen oder in geschäftlichen Stellungen. — Jährlich 3 Kurse zu ca. 4 Monaten. Kursbeginn 23. April, 9. September, 7. Januar. — Gute, allen Anforderungen entsprechende Pensionen. — Beste Referenzen. — Programme gratis. Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an

Das Vorsteheramt der Frauenarbeitschule.

Transportable Rollschutzwände



für Zimmer, Garten und Veranda, Hotels, Krankenhäuser u. Sommerwohnungen, in allen Größen, per 1 Meter 7,50 Mark.

Streckfauteuil „Liebling“



bequemste Ruhestühle für Zimmer, Garten und Reise, ganz zusammenlegbar, von 4 Mark bis 20 Mark.

Preislisten über Holzwaren gratis und franco.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,
Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr. Wien VI, Mariahilferstr. 11.

Kein Haarausfall

Für das Haar giebt es kein Mittel, welches so reinigend, stärkend und erhaltend wirkt und so das Haar in dauernder Fortentwicklung erhält, wie mein bewährter vegetabilischer Haar-Stärker. Fl. 2 Mark. Nur in Berlin, Leipzigerstrasse 56, neben den Kolonnaden, Franz Schwarzlose.

Beste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente
all. Art, bes. Violinen u. Orchesterinstrum.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, Leipzig.
Illustr. Preisliste gratis!

Heinr. Wih. SCHMIDT
FRANKFURT/M.
Gegr. 1730.
Neue Kräme 20.
Theespecialmischung Mk. 2.50. 3. 4. 5. pr.Pfd.

Für alle Damen unentbehrlich und überall erhältlich ist
Vorwerk's gesetzlich geschützte
Velours-Schutzborde.
Kein Durchstoßen des Kleidersaumes mehr.
Weit dauerhafter als alle in den Handel gebrachten Stosskordeln.
Unverwüstlich und eine Zierde des Kleides. — Bei Regen und Staub gleich bewährt.
Geringer Kostenpunkt: Für ein Kleid etwa 60 Pfg.
Man weise die unsoliden Nachahmungen, besonders in Lizen- oder Flecht-Geweben zurück, und verlange ausdrücklich die solide — bei normalem Gebrauch das Kleid überdauernde — Vorwerk'sche Borde. Dieselbe ist nicht nur an dem starken, festen Bandgewebe, sondern auch daran kenntlich, dass der Deckel und das Siegel, womit die Waare auf ersterem befestigt ist, den Namen „Vorwerk“ trägt. — Auch beim Einkauf der bekannten, für die Kleideranfertigung unentbehrlichen **Rundgewebten Rockgurte, Kragen- und Gürtleinlagen** achte man auf den Namen des Erfinders **Vorwerk**, der auf der Verpackung angebracht ist.

Seidenstoffe für Strassen-, Gesellschafts-, Ball- u. Braut-Toiletten.
Anerkannt gute Qualitäten. — Muster versendet franco.
N. N. Catz, Crefeld
Gegründet 1846
Seiden- u. Sammtmanufactur.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Maschinenbaukunde und Elektrotechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Pariser Modebericht.

Nachdruck verboten.

Wer die neuen Moberichtungen mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, kann leicht auf die Vermutung kommen, die üppi- gen Tage von Versailles und Trianon seien in jüngster Zeit wieder aus der Vergangenheit emporgetaucht gewesen und neigen sich jetzt zum zweitenmale ihrem Ende zu, denn die grazios tändelnden Formen jener Zeit mischen sich heute mit den Formen der Direktoirzeit. Dabei sucht die Mode die Ungleichheit, die in den Westen aus der Zeit Ludwigs XVI. mit den modernen, weiten Aermeln liegt, immer mehr auszu- gleichen; sie verringert diese nach und nach und bringt sie mit den Schößen und Aufschlägen in Uebereinstimmung.

Wenn es sich um Wistentoiletten aus Tuch oder englischem Sammet handelt, wird die Taille hinten stets mit einem Schoß, vorn mit zwei Reihen dekorativer Knöpfe ausgestattet. Sie öffnet sich über einem Einsatz mit plissiertem Jabot aus Spitze, Gaze und großer Direktoirschleife. Ein Hut in der Form Louis XVI. vervollständigt das Kostüm.

Die eleganten Kleider für Besuche in der Stadt gestalten sich etwas anders. Man wählt für sie feine Wolleugebe und fertigt sie mit ebensolchem Kragen, der ziemlich schmal und mit Belours, Guipürespitze und Seidenmuffelin in greller Farbe geschmückt ist. Sehr hübsch ist ein Kostüm dieser Art aus graublauer, seidenartiger Wolle; zu dem faltenreichen Rock gefügt sich eine Westentaille, deren Schoß von vorn an den Hüften endet. Die Taille ist durch zwei Reihen durchbrochener, mit Sammet unterlegter Stahlknöpfe geschlossen, mit schwarzem Sammet begrenzt, und die lose herabfallenden Aufschläge aus schwarzem Sammet schließen ein Chemisett aus weißem Seidenmuffelin ein, das mit einer großen Direktoirschleife geschmückt ist. Den Kragen zieren schwarze Sammetrosetten, die durchbrochene Stahlverzierungen in ihrer Mitte tragen. An dem faltenreichen Krage befinden sich zwei Reihen imitiert, die ihm untergefügter Sammetstreifen einen zweiten Krager, der mit einem Gefäß aus weißer Seidengaze abschließt. Den Medizistragen aus schwarzem Sammet begrenzt ebenfalls ein Gazeplissé, und vorn schließt er mit großer Gazeleife. Das elegante Kostüm wird durch einen weichen, weißen Filzhut mit schwarz unterfütterter Krempe und reicher Garnitur von schwarzem Sammet, schwarzen Strauß- und weißen Reiherfedern, sowie einem vollen Tuiff schattierter Sammetrosen vervollständigt.

Für solche Kostüme wird auch gern Seide gewählt, die vorwiegend im Frühjahr und Sommer sehr vorherrschen wird. Besonders dürfte dies für Kleingemusterten Taffet, Surah, für Glacés im Streifengeschmack und in schillernden Nuancen der Fall sein, während gemusterte Gewebe mehr zur Veranlassung der Kleider, zu Taillen, Westen u. dergl. ge- braucht und mit einem einfarbigen Taffetrock getragen werden. Die Taillen haben häufig einen breiten Faltengürtel und werden größtenteils mit einem Chemisett aus Gaze, Muffelin des Indies u. s. w. getragen.

An einfacheren Kostümen sind die Aufschläge mit weißer, cremefarbener oder perlmuttartig Seide beklebt. Bestehen sie aus dem Stoff des Kleides, so werden sie durch Spitze verhüllt oder mit solcher begrenzt. Der Krage ist immer breit abstehend, ob er mit überstehenden Spitzen, in Medizis- oder Aellerform gearbeitet ist. Die Aermel dieser Kleider werden ebenso oft halb- wie ganzlang getragen, schließen aber immer mit einer reichen Verzierung von Spitze, Gaze- plissés u. s. w. ab. Recht hübsch ist ein solches Kostüm, das zu einem Rock aus graugrün und cremefarbig gestreiftem Taffet eine Schoßtaile aus fagonierter Seide mit einem Chemisett aus cremefarbenem Muffelin zeigt. Die begrenzenden Aufschläge wie der breite Faltengürtel bestehen aus dem Stoff der Taille, und der Krage, der hinten mit vier hochstehenden Seidenbösen geziert ist, aus Seidenmuffelin. Die hohen Aermel schließen hinten mit Plissés aus Seidenmuffelin. Das zum Kostüm gehörende Hütchen aus weichem, weißem Filz wird von einer graugrünen Belourspuffe umrandet und ist mit graugrünem, von silberweißen Pailletten begrenztem Moiréband, weißen Straußfedern und schattierten Nelken besetzt. Für Wisiten, Promenaden, Ausstellungen, Wohlthätigkeitsbazare u. dergl. sind solche Kostüme außerordentlich beliebt.

Recht apart ist ein Kostüm dieses Genres, dessen Stoff rosa Beloursstreifen auf cremefarbenem Grunde trägt. Dieser ist mit Blätterguirlanden broschiert, in die sich goldene und silberne Beeren schlingen. Die Aufschläge aus weißer Seide sind mit Guipürespitze bedeckt und schließen ein Chemisett ein, das aus Seidenmuffelin hergestellt und mit Guipüreetten aus- geschmückt ist, die von hergenden und silbernen Pailletten um-

saumt werden. Schmale Muffelinplissés sind den Einfäsen angefügt. Der Krage ist hinten mit vollen, stehenden Spizen- schleifen, die Taille im übrigen mit Straßknöpfen und Muffe- linrosetten geziert. Die Aufschläge aus weißer Seide und Muffelinplissés ab.

Wenn für Stadtkleider Taillen ohne Schoß gewählt wer- den, dürfen diese doch nie ganz kurz sein, sondern müssen leicht den Hüften aufliegen. Auch werden sie mit Guimpen und Passe- menterien geschmückt. Zu solchen Kleidern trägt man ein Fichu „Marie Antoinette“ aus Taffet oder peau de soie, dessen lange und breite ausgeglichene Enden hinten oder vorn zu beiden Seiten herniederfallen. Ein solches Fichu wird auch gern mit ausgeglichener Seidenbolontais und Gazeplissés umrandet.

Zu den Promenadenkostümen aus Tuch u. s. w. trägt man auch ärmellose Jackette aus demselben Gewebe. Auf den Schul- tern ruhen nach vorn Sammetbandschleifen, die aus drei nach hinten und drei nach vorn fallenden Desfen bestehen und dazu bestimmt sind, das Fehlen der Aermel zu verdecken.

Das hinten Rösche sieht man zuweilen mächtig garniert, jedoch sie sich dem bisherigen Streben nach Einfachheit nicht schroff gegenüberstellen

Mit den leichteren Gewebestoffen wieder wir auch die den älteren Damen wohlbekannten Baregestoffe wieder hervor, die jetzt in streifigen Mustern erscheinen. Rösche aus solchen Geweben erhalten vorn eine schräge Naht, an der die Streifen zusam- menstoßen; hinten werden sie mit einigen Falten ausgestattet. Andere Rösche haben hinten und vorn zu beiden Seiten auf- gesteppte Schrägstreifen mit drei oder vier Steppreihen an jeder Seite.

Die Weite der Rösche beträgt noch immer beinahe 5 bis 5,50, die der englischen Kleider jedoch nur 4,50 bis höchstens 5 Meter.

Elegante Frühlingstoilette aus elfen- beinfarbenen Alpaka.

(Hierzu Titelbild S. 165.)

Wie ein verkörperter Frühlingstag dürfte eine anmutige, junge Dame in der reizvollen Toilette erscheinen, die sie die Titelseite unseres Blattes darstellt. Der Rock bildet vorn einen Einsatz, dessen seit- lichen Teile mit tiefer Falte überstehen. Die Taille hat einen breiten, eleganten Spizenträger, der an den Schultern zu großen Epauletten ausläuft und vorn einen plissierten Seidenband Saß einschließt. Die Taille wird von einem fliederfarbenen Bandgürtel umschlossen, der vorn zu beiden Seiten mit einer Dese und einem eleganten Straßknopf über den Zipfeln des Spizenträgers zusammengefaßt ist. Der Krage wird an jeder Seite durch zwei flache Wangenbänder und einen Straßknopf gehalten. Ein Stehkrage aus Seidenband, seitlich mit überfallenden Spizenteilen geziert, schließt das mit Keulenärmeln verbundene Kleid ab. — Der runde Hut aus weißem Phantasiegesticht ist vorn mit einer breiten Krolle aus weißem Band geziert, das von schmalen Phan- tasieborduren begrenzt ist. Links ist er mit vollen, aufrecht stehenden Fiederbalden, rechts mit einer flotten, weißen Wollschleife geziert. Bezugsquelle: Paris, Mme. Gradoz, 67 rue de Provence.

Aus dem Frauenleben.

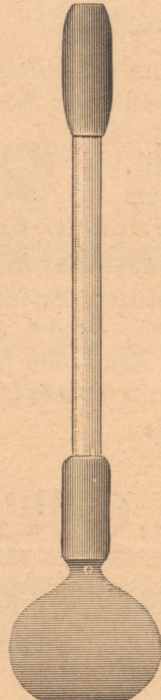
— Ein internationaler Kongress für Frauenwerke und Frauenbestrebungen wird in der Zeit vom 19. bis 27. September d. J. in Berlin stattfinden.

— Die Amtsbezeichnung „Oberlehrerin“ haben sechs Berliner Lehrerinnen erhalten: Frä. Fürbringer an der Sophiensschule, Frä. Mantey an der Viktoriahschule, Frä. Piaste an der Margaretenhschule, Frä. Pufast an der Dororotheensschule, Frä. Ribbach an der Luisenschule und Frä. Selckmann an der Charlottensschule.

— Totenschau. In Oldenburg starb die Großherzogin Elisabeth, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg. Die Verstorbene war am 26. März 1826 als Tochter des Sachsen-Altenburgs, eines Vetterns des regierenden Herzogs von Sachsen-Altenburg, und seiner Gemahlin, der Prinzessin Amalie von Württemberg, geboren und hatte sich am 10. Februar 1852 mit dem Großherzog Peter von Oldenburg ver- mählt. Ihre große Mildthätigkeit und Opferfreudigkeit waren in allen Kreisen wohlbekannt. — In Petersburg starb die berühmte Aktivistin Darja Michailowna Lenowna, lange Jahre hindurch eine Hauptstütze der russischen Nationaloper. In Triest Frau Anna Schimpff-Jahn, die unter dem Namen Moriz Horsch schriftstellerschäftig war. In Sabor in Schlesien Prinzessin Karoline von Schönath-Carolath.

Wirtschaftsplaudereien.

Reibekeule mit hohlem Stiel. Das sehr zweckmäßige neue Gerät, hauptsächlich zum Rühren von Mayonnaisen bestimmt, besteht aus einer starkwandigen Hartglasröhre mit trichterartig durchbohrtem Griff und der eigentlichen Reibe aus hartem Holz. Der hohle Glasstiel dient bei Bereitung von Mayonnaisen zur Aufnahme und Verteilung des Oels. Dieses wird, bevor man zu rühren beginnt, durch den trichterartigen Griff hineingegossen, fließt alsdann während des Rührens selbstthätig tropfenweise durch eine im Stiel angebrachte Öffnung über die Reibe auf und wird auf diese Art ununterbrochen auf das feinste verteilt. Die mühsame Arbeit des fortgesetzten Eingießens von Del mit der einen Hand, während man mit der andern rührt, wird hierdurch außerordentlich erleichtert. Die neue Reibekeule ist außerordentlich prägnant und kostet 1,25 Mk. das Stück. (Bezugsquelle: Magasin des Egl. Hoflieferanten G. Sohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.)



Neue Reibekeule

Auflösung des Nebels Seite 143. Tot ist nur, wer vergessen wird

Auflösung des Rätsels Seite 143. Oberlin, Oberin.

Auflösung der Ergänzungsaufgabe Seite 143. Wer Schmerz verschmerzen kann, der trägt sein Trauerkleid im Trauerjahr. Wer höchstes Glück ins Grab gelegt, geht Schmerz umsonst für immerdar. Denn wenn auch endlich wie ein Traum Des Kammers schwerer Zeit berging — Unwandelbar am Lebensbaum Verbleibt der dunkle Jahresring. (Frida Schanz.)

Rätsel.

In Eriar steht das erste Paar, In Nachen fehlt es immerdar. Die nächsten Drei im Hanabund Thun niemen in der Schweiz sich kund. Frau Eva die zwei Nächsten nennt, Kein Buch und kein Gedicht sie kennt. In Halle sind die letzten Zwei, Nie waren sie in der Zürei. Wer je mit eignen Augen sah Die Reim, der war in Afrika.

Kleeblattträtsel.

1. Mächtiges Hochland bin ich, im fernen Asien gelegen; Afrika hat mich als Stadt, wird mir verändert das Haupt. 2. Vielen brohte Verderben, und dienen gewährte ich Zuflucht; Werden die Laute verjagt, könnt ihr in „Nathan“ mich sehn. 3. Einer der Flüsse bin ich, auf Deutschlands Karte zu finden; Wird mir verändert das Haupt, bein ich bekannt als Getränk. Sind die richtigen sechs Wörter gefunden, so kann man sie so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben ein Werk von Beethoven nennen.

Quadraträtsel.

Table with 4 rows and 5 columns of letters: a a b e e e, e e g i i l, l m m n n n, n n n o o o, o r r s s s, s t t u u v

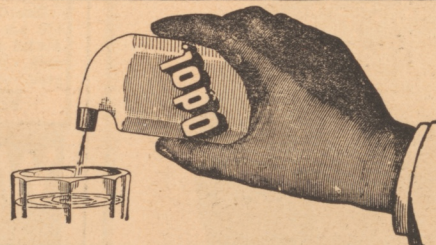
Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen ergeben: 1. ein Fest, 2. einen Frauennamen, 3. einen unterirdischen Gang, 4. einen Ort in Palästina, 5. die Hauptstadt einer gleichnamigen italienischen Provinz, 6. einen berühmten Admiral.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so lautet die erste senkrechte Reihe gleich der obersten wagerechten, die letzte senkrechte gleich der untersten wagerechten.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Dr. J. Messian, Spezialarzt der Zahn- und Mundkrankheiten, dentiste diplômé de l'école dentaire de Paris, der zahlreich Experimente mit Ddol ausgeführt hat und der Ddol täglich in seiner Praxis anwendet, schreibt:

... Ddol ist ein ausgezeichnetes Zahnwasser und in jeder Beziehung zu empfehlen. Von angenehmem, außergewöhnlich erfrischendem Geschmack, enthält das Ddol absolut keine der Mundschleimhaut oder den Zähnen schädliche Substanz. Ddol entspricht den desiderata, welche ich auf Grund meiner Arbeiten über die Mikroorganismen der Mundhöhle aufgestellt habe. Ddol ist ein Antiseptikum, welches die Fäulnis- und Gärungsvorgänge im Munde und somit den schlechten Geruch und das Wohlwerden der Zähne verhütet.



Preis 1/2 Flasche in Deutschland Mk 1.50, Oesterreich-Ungarn fl. 1.— ö. W., Russland Rbl. 1.50, Schweiz Fros. 2.50, Belgien Fros. 2.25, Holland fl. 1.—, Nord-Amerika 75 cent. in den Apotheken, Parfümerie- und Drogen- geschäften.

Seidenstoffe

liefert zoll- und portofrei billigt an Private roben- weise und in ganzen Stücken.

Schwarze, glatt und gemustert in ca. 350 ver- schiedenen Dessins und Qualitäten, garant. echte Färbung (unbeschwert).

Weisse, Spezialität für Brautkleider.

Neuheiten für Gesellschafts- und Abendtoiletten chiné, jaspé, piqueté, épinglé, pékiné, rayé, damier und glatt. Brocates, Bengalines, Cristallines, Cachemire moderne, Liberty silk, Foukards. Ballstoffe.

J. SPOERRI, Zürich

(ältestes Seidenhaus der Schweiz).

Muster umgehend. — Dopp. Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoffe

Man schreibe um Muster unter genauer Angabe des Gewünschten an die Seidenwaaren-Fabrik von Elton & Keussen, Grefeld.

Tiroler Damen-Loden

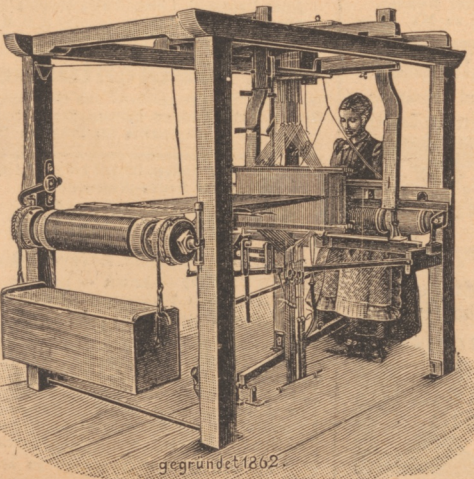
beste Qualitäten in ca. 100 verschiedenen Farben empfohlen

Fritz Schulze,

Königlich bayerischer Hoflieferant,

München, Maximilianstr. 37.

Muster gratis und franco.



gegründet 1862.

Lohse's La Violette-Muguet

Taschentuch-Parfüm — Seife — Puder — Toilette-Wasser — Riechkissen.

Hervorragende Neuheit!! Eine glückliche Vereinigung der beiden edelsten Blüthendüfte, des italienischen Veilchens mit dem köstlichen Maiglöckchen zu einem Bouquet von überraschender Feinheit und Fülle des Aromas.

45/46 Jägerstr., Berlin. • **GUSTAV LOHSE** • Berlin, Jägerstr. 45/46.
Königlicher Hoflieferant. Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerien, Drogerien und Apotheken, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Zur Pflege der HAUT ist das beste Produkt die **CREME SIMON** Unübertroffen für den **TEINT** und für die Toilette des Gesichts und der Hände **Simon** echt mit der Unterschrift:



NORDSEEBÄDER WESTERLAND UND WENNINGSTEDT auf SYLT
Im Besitz der Gemeinde Westerland. Direction: Oberstlieutenant a. D. von Schöler. Stärkster Wellenschlag der Westküste. Heilkräftigstes Seebad Deutschlands. Unvergleichlich schöner Strand. Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen. Prospekte mit Angabe der Reiserouten sowie der Fahrpreise versendet gratis die **SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.**

Gesetzl. Geschützte Handels-Mark.

“MAIZENA”

Alleinige Fabrikanten

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY NEW YORK, V. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nahrungsmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig.

Sommersprossen verschwinden vollkommen in 7 Tagen mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flacons zu M. 3. 50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Bezug durch: Theodor Lechky, dipl. Apoth. in Prag, Brenntegasse 18.

Sie sparen an der Wäsche, was Sie Ihre Handschuhe, Strümpfe und Socken Paul E. Droop, Chemnitz 3. Woll-, Strumpf-, u. Strumpf-Fabrik, bedient. Versand nur direct an Private. Versand-Katalog gratis u. franco an Deutsche.



Schönheit der Zähne

Sarg's anerkannt unentbehrliches **Zahnputzmittel.**

Zu haben bei den Apothekern, Droguisten, Parfümeurs etc. à 60 Pf. Anerkennungen aus den höchsten Kreisen liegen jedem Stücke bei.

Congo-Socken

gegen Schweißfüße, für Touristen die größte Wohlthat, verhindern d. Wundwerden d. Füße, bleiben stets weich, gehen nie ein. Seit 20 Jahren mit Erfolg eingeführt. Versand v. 1/2 Dsb. ab gegen Nachnahme für kleine, mittlere und große Füße. Ds. Paar fein N. 13.—, mittelstark N. 14.—, stark N. 15.—.

SCHUTZ-MARKE Nichtgehende Congo-Hemden, -Hosen und -Jacken zu Fabrikpreisen. **Herrsdorf-schwarze Strümpfe** aus eigener Strickerei zu Fabrikpreisen. Fußl. cm 14 16 18 20 22 24 26 D. I. Dsb. P. 5.40 6.60 7.80 8.60 9.— 10.— 11.— D. II. Dsb. P. 9.50 11.— 13.— 14.— 15.— 15.50 16.— **M. V. Jaeger, Chemnitz.** Weltbekanntes, seit 1861 begründetes Versandgeschäft „Jägerhaus“. Chemnitzer Strumpfwaren zu Engros-Preisen.



F. Wolff & Sohn's Toilette-Seifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife hochfeine Toiletteseife 50 Pf. p. St.

PALMITIN-SEIFE

neutral - gut - billig für Familien und Kinder. Das Stück à 25 Pfg. in allen Städten Deutschlands. **F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.** Filiale: **Wien I, Kollnerhofgasse 6.**

Die Moden-Akademie

zu Leipzig, Arndtstr. 30 b, staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt für direkte Zuschnittlehre ohne Stützmittel und Anfertigung. Prospekt gratis.

Für Damenschneiderinnen!

Amerikanisches Zwischenfutter **Fibre**, 160 cm breit, Stück per 10 Meter 12 M. **Echt Rosshaarstoff**, schwarz, grau, weiß, Meter 90 Pf. **Elastic**, schwarz, grau, weiß, Meter 85 Pf. **Wolff & Cohn, Stettin.**

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld bei Goepenick

Färberei und Reinigung von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei und Chemische Waschanstalt.

PRYM'S Patent Reform Haken und Oesen



sind die besten Kleiderschliesser der Welt. **Keine Dame** sollte versäumen, ausschließlich PRYM'S Patent Reform Haken u. Oesen verwenden zu lassen. **Jede Schneiderin** welche sich erhalten will, kann nur PRYM'S Pat. Reform Haken und Oesen verwenden. **Der Sitz der Taille** hängt vom Verschluss derselben ab. Nur PRYM'S Patent Reform Haken und Oesen bieten die Gewähr, dass jede damit ausgestattete Taille dauernd Façon behält. **Zu haben in allen besseren Posamenten- und Kurzwaaengeschäften.** **Fabrik: William Prym'sche Werke Stolberg (Rhld.), Weissenbach (Nieder-Oesterr.) und St. Denis (Frankreich).**

LIEBIG COMPANY'S FLEISCH-EXTRACT

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug **in blauer Farbe trägt.**

Das Fleisch-Bepton der Compagnie Liebig

ist wegen seiner außerordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende. **Hergestellt nach Prof. Dr. Kemmerich's Methode unter steter Kontrolle der Herren Prof. Dr. M. von Pettenkofer und Prof. Dr. Carl von Voit, München.** **Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.**

FRAY-BENTOS OCHSENZUNGEN

IN BLECHDOSEN VORZÜGLICHE QUALITÄT

Rheinwein.

Gegen Einsendung von Mk. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgebauten weissen **Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.** Zahlr. Anerkennungen treuer Kunden. Probefässchen von 25 Liter zu Mk. 15.—

SILBER Mod. Tafelsilber etc.

Am. Künne, Altena. Reich versilb. Bestecke.

Mandelkleie mit Veilchengesuch

macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch. **Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.** **Alleinige Erzeuger: A. Motsch & Co. WIEN, LLUGECK N° 3**

Generaldépot bei **J. Prochownik, Berlin SW., Ritterstr. 48.**

Stottern

heilt **Rudolf Denhardt's** Anstalt **Honorar nach Eisenach** Prosp. Heilung **gratis** Garten, 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzig** Anst. Deutschl. i. herrl. Lage, die mehrf. staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. **S. M. Kaiser Wilhelm II.**

Hochfeine Damentuche

zum eleganten Promenaden- und Gesellschafts- kleid versehen auch an Private, Muster frei **Otto Honymus in Sagan 7.**

Fleischsolution

ber Dr. Mirus'schen Hofapotheke **(R. STÜTZ) - Jena** — das leicht verdaulichste Nahrungsmittel für **Magen- und Darmkranke**, ein vorzügliches Kräftigungsmittel für **Nervenleidende, Genußende, Greise, schwächl. Kinder**, eine geeignete Speise bei **Krankheiten des Mundes**, welche die Aufnahme fester Nahrung verbieten. **Vorräthig in den Apotheken; nach Orten, wo Niederl. nicht vorh., vers. d. Fabrik direct.** * Um das Originalpräparat zu erhalten, achte man wohl auf diese Firma.